Schriften

von

Caroline Pichler.

Zwölftes Bändchen.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1828.

Inhalt.

Die Belagerung Wiens. (Fortsetzung.) . . . S. 3

Die Belagerung Wiens.

VI.

Freudig trat Katharine ihr neues Geschäft an. Die Klosterfrauen sahen mit Vergnügen, wie willig und wie geschickt sie sich in jede Art von Verrichtung, sey es persönliche Bedienung, Vertheilung der Arzneien, der Nahrung ꝛc., zu finden wußte. Ihre Wirthschaftskenntnisse kamen ihr sehr dabei zu Statten. Seit Katharine öfters in der Küche nachsah, auch wohl Speisen oder Arzneien selbst bereiten half, was sie bei ihrer Mutter gelernt hatte, befanden sich die Kranken viel besser. Ihre Reinlichkeit und Ordnungsliebe erhielt die Zimmer im trefflichen Stande, die heitere Freundlichkeit, mit der sie alles leistete, verbreitete denselben Geist rings um sie her, und Vieles, was vorher aus Zwang oder nur halb geschehen war, wurde jetzt vollständig und wie von selbst verrichtet. Ihr Inneres war ruhig. Jetzt hatte sie erreicht, wornach sie lange, ohne sich's recht klar machen zu können, gestrebt hatte, einen nützlichen, ja mühevollen Wirkungskreis, in welchem sie sich Verdienste vor Gott sammeln konnte, und die Aussicht, wenn denn ihre Hoffnungen auf irdisches Glück wirklich vernichtet seyn sollten, einen Ersatz dafür im Walten und Sorgen für Andere zu finden. So dachte sie die Beschwerden, die Anstrengungen, denen sie sich jetzt freudig unterzog, Gott für ihres Sandors Genesung und Glück aufzuopfern, wenn er noch lebte. Was sie den Kranken that, um die sie war, sollte Gottes allmächtige Gnade

dem verwundeten und leidenden Freund von andern unbekannten Menschen geschehen lassen, und sie konnte sich ordentlich freuen, wenn hier und dort ihr etwas sehr mühsam, sehr widrig wurde, nun wieder etwas Mehreres, was ihrem Sandor zu Gute kommen könnte, geleistet zu haben. War er aber todt — sollte sie den Freund, an dem ihre Seele hing, nicht mehr auf Erde sehen: dann hoffte sie von ihrer Mutter ohne gar zu große Schwierigkeit die Erlaubniß zu erhalten, den Orden der Canonissinnen zur Himmelpforte mit dem nicht minder verdienstlichen einer Soeur grise vertauschen zu dürfen, besonders da sie sich gern verpflichten wollte, ein ewiges Gelübde abzulegen, und sie in der nützlichen Thätigkeit einer Nonne solcher Art einen viel schönern Zweck ihres Lebens zu sehen glaubte, als in der abgeschlossenen Beschaulichkeit einer gewöhnlichen Klosterfrau.

Abermals vergingen auf diese Art gegen vierzehn Tage. Der Augustmonat war weit vorgerückt, die kaiserliche Armee am andern Ufer der Donau aufgestellt, welche sich täglich durch Eintreffen von zahlreichen Hülfsvölkern aus den kaiserlichen und Reichslanden verstärkte, und man erwartete nur noch die Ankunft des Königs von Polen mit seiner Armee, um etwas Entscheidendes zur Rettung der Hauptstadt von Oestreich zu unternehmen.

In dieser Stadt aber sah es immer mißlicher aus. Der Großvezier, erbittert über den hartnäckigen Widerstand, der seinen Schaaren starken Verlust zufügte, zugleich unterrichtet von den Bewegungen, die am jenseitigen Gestade vorgingen, und den Hoffnungen, welche man nährte, bot nun alle seine Macht und allen guten Willen seiner Truppen auf, um die Stadt auf's Aeußerste zu

treiben, und sie entweder durch Sturm oder Uebergabe zu bezwingen, ehe Sobiesky, den er als Feldherrn achten, und als Feind scheuen mußte, das Christenheer mit dem seinigen verstärken konnte. Beinahe täglich wagte er auf irgend einer der Basteien einen verzweifelten Sturm. Häufige Minen untergruben die nächsten Umgebungen der Wälle, und drohten selbst diesen den Einsturz. Die Belagerten verloren ihrerseits viele Leute bei den Gegenminen, welche sie gruben, bei den häufigen Ausfällen, welche Starhemberg unternehmen ließ, um die Arbeiten der Feinde zu zerstören, und bei dem Abschlagen der Stürme. Schon fingen Krankheiten an, sich zu zeigen, die einen ansteckenden Charakter annahmen. Starhemberg war zwar von seiner Wunde genesen, aber die Contagion hatte auch ihn ergriffen. Entkräftet und halb krank machte er täglich die Runde auf allen Wällen, stärkte die Kämpfer durch Beispiel und Wort, betrieb die Arbeiten, erschien mit Collonits in den Spitälern, bei den Bäckern, in den Magazinen, wo es galt, durch Aufsicht und Ermunterung zu wirken, und bestieg, so oft es thunlich war, den Stephansthurm, auf dem er sich seine Warte angelegt, ein kleines Bänkchen an der Ostseite der Stadt, das noch steht, und denen mit achtungsvoller Erinnerung gewiesen wird, die den Thurm besteigen, und das ihm durch die zierlich durchbrochenen Mauern des Thurms die Aussicht gegen das Lager der Feinde und einen Ueberblick ihrer Arbeiten so wie ein sehnsüchtiges Ausschauen gegen jenes Ufer gewährte, wo die Helfer standen, und ach, wie so lange zögerten *)!

---

*) Geschichtlich.

Scalvinoni, sein Adjutant, begleitete ihn fleißig bei allen diesen Verrichtungen. Nur in die Spitäler ging er selten; denn dort glaubte er weniger an seinem Platz zu seyn, als der Bischof oder der Stabsarzt, den der General zu Rathe zog. Auch hatte er wohl keine Ahnung, wen er in einer dieser Wohnungen des Jammers hätte finden können. Er hatte Katharinen lange nicht gesehen. In das Haus, wo er sie einmal getroffen, war sie, erschreckt eben durch jene Begegnung, nicht wieder gekommen, und ihr jetziger Beruf nahm so sehr ihre Kräfte und ihre Zeit in Anspruch, daß sie wenig zu Hause, und kaum am frühsten Morgen auf der Straße den kurzen Weg von ihrer Wohnung bis zu den Ursulinerinnen zu sehen war. Zudem forderte die wachsende Bedrängniß der Stadt des Commandirenden und seines Adjutanten größte Thätigkeit auf. In dem Gewirre der Geschäfte, in der Richtung aller seiner Kräfte auf ein ganz anderes Ziel fing der Eindruck, welchen das schöne Mädchen auf ihn gemacht, und dem hauptsächlich die Fehde mit ihrem Begleiter, so wie die Hindernisse, die sich ihm entgegensetzten, eine höhere Bedeutung gegeben hatten, sich zu verlieren an. Die Züge des unschuldsvollen Gesichts, der Ausdruck von sanfter Wehmuth, das schüchterne und einfache Benehmen des stillen Landmädchens, das in den ersten Tagen der Bekanntschaft seine Einbildungskraft entzückt hatte, erschien nun selten vor ihm, und vielleicht wäre es nach und nach ganz aus seiner Erinnerung gleich manchem frühern Eindruck solcher Art entschwunden, hätte nicht ein Zufall ihn zu den Ursulinerinnen geführt, wohin sein General mit dem Bischof vorausgegangen war, und ihn in einer halben Stunde bestellt hatte. Die Krankenzimmer

waren außerhalb der Clausur angelegt, und männlichen Schritten daher der Eingang möglich, wie es denn auch in diesen Umständen nicht ganz zu verweigern war. Eine Laischwester wies den Adjutanten in einen Gang, der zu dem Krankensaal führte, hieß ihn hier warten und ging, seine Ankunft zu melden. Noch stand er auf dem Gange, als Katharine, eine Flasche Arznei in der Hand, und einige zinnerne Schalen geschickt ineinander gestellt in der andern, aus einer Thür trat, und betroffen einen Augenblick stehen blieb, wie sie einen Offizier gewahrte und Scalvinoni erkannte. Dann wollte sie mit einem flüchtigen Gruß schnell bei ihm vorüber; er aber trat ehrerbietig einen Schritt näher, grüßte sie so achtungsvoll und schien so bestürzt durch ihre Erscheinung, daß sie es für unartig gehalten hätte, ohne Zeichen der Erkennung vorüber zu eilen. Sie hielt also ebenfalls ihre Schritte einen Augenblick inne, und Scalvinoni sagte, indem eine jähe Purpurgluth sein Gesicht übergoß: Mein gnädiges Fräulein! — Welche Erscheinung? Wie kommt ihr hierher?

Ich helfe hier den Klosterfrauen, antwortete sie bescheiden, wo sie mich brauchen können. Sucht ihr hier Jemanden, Herr Hauptmann?

Mein General ist mit dem Bischof hier, und ich bin gekommen ihn abzuholen, erwiederte er.

Seyd ihr schon gemeldet? fragte Katharine freundlich, und auf dem Sprunge fortzugehen: Sonst will ich —

Bemüht euch nicht, mein Fräulein, rief der Offizier, und beraubt mich nicht so schnell eines Glückes, das mir so selten wird — und das ich so sehr — Er wollte noch mehr Verbindliches — vielleicht sogar etwas Zärtliches sagen; aber in dem Augenblicke öffnete sich eine Thüre

ihnen gegenüber, und heraus trat Graf Starhemberg, der Bischof und noch ein Paar Personen. Katharine eilte schnell mit einer flüchtigen Verbeugung in das nächste Zimmer. Starhemberg heftete einen halb lächelnden, halb forschenden Blick auf seinen Adjutanten. Was war das? sagte er: Habt ihr hier Bekanntschaft, Herr Hauptmann?

Ich habe das Fräulein von Volkersdorf einigemal gesehen, antwortete er ablenkend.

Mir ist das Gesicht auch bekannt, antwortete der General: Ein schönes Mädchen! Aber wie kommt sie hierher? Ist sie eine Pensionärin?

Es ist ein Engel, fiel der Bischof ein, die aus Liebe Gottes und des armen Mitmenschen sich freiwillig entschlossen hat, die Kranken hier zu pflegen. Er sagte noch manches Gute von ihr, das dem Adjutanten sehr süß klang, und während dieses Gespräches hatten sie alle drei den Klostergang verlassen, und Katharinen die Freiheit gegeben, aus ihrem Versteck, in das sie nur, um sich den Blicken der Männer zu entziehen, geschlüpft war, heraus zu kommen und ihrem Geschäft nachzugehen.

Scalvinoni's Anblick war ihr unangenehm gewesen, und was sein anfänglich bescheidenes Benehmen gut gemacht hatte, verdarb die letzte Galanterie wieder, in der ihn eben die Ankunft seines Generals unterbrochen hatte. Katharine pries sich glücklich, ihm so schnell entgangen zu seyn. Sie konnte sich eines widrigen Gefühls nicht erwehren, wenn sie ihn sah. Sandors Andenken kehrte mit doppelter Wehmuth zurück, und sie dachte mit Sorge daran, daß jener vielleicht Mittel finden würde, sich ihr zuweilen zu nähern, da er nun schon einmal erfahren, wo sie ihre meiste Zeit zubrachte.

Die wachsenden Bedrängnisse der Stadt hinderten indessen einen Vorsatz solcher Art, obwohl ihn Scalvinoni im ersten Augenblick des Wiedersehens gefaßt, und, nachdem der Bischof vor dem General so viel zu Katharinens Lobe gesagt hatte, noch recht mit Lust ausgebildet hatte. Aber er kam den ganzen Tag beinahe nicht von der Seite des Commandirenden weg, und, da das Graben und Sprengen der Minen und andere unruhige Bewegungen in dem feindlichen Lager selbst die Nächte durch die Besatzung in steter Aufmerksamkeit hielten, manche Nacht nicht aus den Kleidern, so daß es ihm unmöglich ward, seinen verliebten Wünschen zu folgen. Katharine sah ihn nicht wieder, und ihre stille Ruhe kehrte zurück.

Doch wenn Scalvinoni auch keine Möglichkeit fand, sich ihr persönlich zu nähern, so hatte er doch nunmehr einen Weg entdeckt, auf dem er sich Nachrichten von ihr und über sie verschaffen konnte. Dies war Graf Collonits, der sehr viel um Starhemberg war, und dem man Katharinens Namen nur nennen durfte, um den würdigen Greis in Lob des einfachen, frommen und klugen Kindes überströmen zu hören. Scalvinoni's Eitelkeit fühlte sich in dem Gegenstand seiner Bewerbungen geschmeichelt, und er bildete sich ein, Katharine sey ihm viel theurer geworden. Auch konnte seine bessere Empfindung so viel Gutem seine volle Achtung nicht versagen, und er nahm sich vor, wenn nur erst die stürmische Zeit der gegenwärtigen Gefahr vorüber seyn würde, dieser Sache reiflicher nachzudenken und vielleicht seinen Lebensplan daran zu knüpfen.

Täglich mehrten sich nun auch Katharinens Arbeiten, und täglich, ja stündlich traten Noth, Elend, Mangel, dringender und näher an sie heran. Die Zahl der kranken

Frauen und Weiber, welche man in die Spitäler brachte, vergrößerte sich ohne Verhältniß zu den Mitteln, sie zu erhalten und zu pflegen. Früher hatte Katharine von ihrer Mutter Genügsamkeit, welche freudig allem Ueberflüssigen entsagte, um ihre leidenden Nebenmenschen zu unterstützen, und von der Vorsicht der Frau von Preysing, welche ansehnliche Vorräthe von allerlei nothwendigen Dingen in ihrem Hause aufgehäuft hatte, Vieles an Geld und Lebensbedürfnissen für ihre Kranken erhalten, und immer war sie den Klosterfrauen wie ein helfender Engel erschienen, dessen Ankunft Gutes jeder Art brachte. Nach und nach versiegte diese Quelle. Die Anzahl der Hülfsbedürftigen wuchs in eben dem Grade, als die Dauer des Belagerungsstandes sich in eine trostlose Länge zog. Frau von Volkersdorf hatte bald selbst kein baares Geld, Frau von Preysing kaum so viel Vorräthe, als zur nothdürftigen Erhaltung ihres Hauses auf die unbestimmte Zeit, bis endlich Erlösung käme, unentbehrlich war. Katharine konnte schon seit mehreren Tagen nichts in's Kloster mitbringen, als ein Herz voll innigstem Mitleid und unerschöpflich gutem Willen; aber auch so war sie dem Hause ein Segen, und die Kranken, die ihrer Pflege anvertraut waren, fühlten sich jederzeit beruhigt, wenn sie nur in's Zimmer trat, und folgten ihr mit frommen Wünschen und segnenden Blicken.

Der Augustmonat war nun zu Ende; die Belagerung hatte bereits sechs lange Wochen gewährt und noch immer war die Rettung fern. Die Türken schienen ihre Wuth zu verdoppeln, so wie der Widerstand der Belagerten die Eroberung der Stadt in die Länge zog, und der Herbst herannahte, mit dessen Eintritt die asiatischen

Truppen ihrer Gewohnheit nach das Heer des Sultans zu verlassen und in ihre Heimath zu ziehen gewohnt waren. Die Stadt empfand mit Angst diese verstärkten Angriffe. Schon war an einigen Orten, besonders an der Burg- und Löbelbastei durch gesprengte Minen großer Schaden geschehen; die Ketten, die Graf Starhemberg vor die Eingänge der Straßen ziehen ließ, die Verrammlung aller Stadtthore und mehrere ähnliche Anstalten zeigten den erschreckten Einwohnern, daß man sich eines Aeußersten versehe*). Desto sehnsüchtiger, desto beängsteter war ihr Verlangen nach Rettung und Entsatz, der immer noch zögerte, weil das Christenheer sich ohne Hülfe der Polen nicht stark genug fühlte, den Feind allein anzugreifen. Zwar hatten frühere Kundschafter, denen es gelungen, sich durch's türkische Lager zu schleichen, die Nachricht gebracht, daß von allen Seiten deutsche Truppen, aus Baiern, Franken, Sachsen, u. s. w. anlangten, die Armee zu verstärken; aber noch war Sobiesky nicht da. Auch wollte, seit einer der Kundschafter verunglückt war, und die Türken ihre Wachsamkeit verdoppelt hatten, sich Niemand mehr dem gefährlichen Wagniß unterziehen. Allnächtlich ließ Starhemberg vom Stephansthurm Raketen, wie feurige Seufzer der bedrängten Stadt, aufsteigen, die dem Christenheere die Noth derselben künden sollten. Allnächtlich harrte er auf das längst verabredete Zeichen, daß von der Spitze des Kahlenberges sich eine gleiche Anzahl solcher Lichtpunkte erheben, und ihm eine Freudenbotschaft der gegenwärtigen Rettung seyn sollten*); — Tag an Tag, Nacht an Nacht verging, das Feuerzeichen erhob

---

*) Geschichtlich.

sich nicht, die Stadt sah ihrem Untergang entgegen, und es fand sich nicht einmal ein entschlossener Mensch, der es gewagt hätte, diese bedrängte Lage dem befreundeten Heere kund zu thun. Katharine wußte das Alles durch den Bischof, der bei seinen Besuchen in den Spitälern das bei den Ursulinerinnen selten vergaß, und dort im Gespräche mit dem unschuldigen Kinde, dessen unbefangener Geist jedes Verhältniß klar und richtig auffaßte, eine Art von Erholung, und in ihrem gesunden Urtheil manchen nützlichen Fingerzeig fand. Katharine ihrerseits war dem frommen Greise mit kindlichem Vertrauen ergeben, und hatte ihm bereits ihre Gedanken über die Wahl ihres künftigen Berufs eröffnet, den er — vorausgesetzt, daß ihr Bund mit Sandor nicht Statt haben könne und ihre Mutter einwillige, höchlich billigte.

In den letzten Tagen des August hatte man unter andern Kranken eine ansehnliche Frau griechischer Religion von mittlern Jahren gebracht, die durch das Zerplatzen einer eingeworfenen Bombe in ihrem Hause bedeutend beschädigt worden war. Katharine, der die rasche entschlossene Frau in ihrem ganzen Wesen gefiel, pflegte ihrer mit erhöhter Sorgfalt. Den andern Morgen rief man sie zur Pforte, weil ein Mann in der Uniform des Frankischen Freikorps da sey, um Nachricht von dem Befinden der griechischen Frau einzuziehen. Katharine trat in's kleine Pfortenzimmerchen, und fand ihren frühern Bekannten, Herrn Kolschützky, der ebenfalls erstaunt und erfreut war, in der Pflegerin seiner Schwester — denn das war jene Verwundete, — des unvergeßlichen Zriny's Schwägerin zu finden.

Gar mancherlei, doch meist schmerzhafte Gefühle be-

wegten Katharinen bei Kolschützky's Anblick. Zriny's, ihrer Schwester Schicksal, die Erinnerung an jenen Tag der entsetzlichen Flucht, an Sandors Wiedersehen, alles stürmte auf ihr Herz und statt eines Willkomms brach sie in Weinen aus. Kolschützky verstand sie. Er wartete, bis ihre erste Bewegung vorüber war, und sie faßte sich, so schnell sie konnte, um ihn in keine ungegründete Angst um seine Schwester zu setzen. Dieser ging es bedeutend besser, und Katharine konnte ihm die Versicherung geben, daß sie in wenigen Tagen das Spital verlassen, und zu Hause ihre vollständige Heilung würde abwarten können. Kolschützky dankte der hülfreichen Pflegerin mit warmer Empfindung, dann verbreitete sich schnell das Gespräch auf Zriny, auf ihre Schwester, auf die bedrängte Lage der Stadt. Von beiden ersten wußte Kolschützky ihr durchaus nichts zu sagen, da jede Gemeinschaft mit den Umgebungen und dadurch mit allen fernern Gegenden abgeschnitten war. Da fuhr ein schneller Gedanke durch Katharinens Seele. Sie wußte genug von Kolschützky, um ihm die erforderliche Geschicklichkeit und Entschlossenheit zuzutrauen, eine verläßliche Nachricht in's christliche Lager und von da zurück zu bringen. Konnte es irgend Jemand verrichten, so war dies Kolschützky; aber ob er wolle? die große Frage. Indessen unternahm sie es, dem Freunde ihres Schwagers, der diesen früher zu manchem gefahrvollen Geschäft gebraucht, den Gedanken nahe zu legen, daß er zum Besten der Stadt, die er aus freier Wahl zu seinem Aufenthaltsorte gewählt, und der er während der Belagerung schon manchen erheblichen Dienst geleistet, etwas Aehnliches wagen könnte. Kolschützky sah sie forschend an. Ist es euer Wunsch,

mein Fräulein, daß ich Kundschaft über die Donau bringe? sagte er.

Es ist mein Wunsch, Herr Kolschützky, erwiederte Katharine, wie es der jedes unserer bedrängten Mitbürger ist. Es wäre, ich weiß das von sehr guter Hand, es wäre von der größten Wichtigkeit, wenn der Commandirende einen entschlossenen und verläßlichen Mann fände, der es übernähme, dem Herzog von Lothringen eine wahre Schilderung der Lage der Stadt zu bringen, und ihm hinwieder eine sichere Weisung, bis in wie viel Tagen er auf den Entsatz rechnen könne. Das weiß ich, Herr Kolschützky, und ich glaube in euch den Mann zu kennen, der, wie gar Niemand anders, zu diesem Geschäfte tauglich wäre.

Kolschützky lächelte beifällig: Euer Vertrauen ehrt mich, mein Fräulein, und ich hätte Lust, es zu verdienen. Daß ich mich nicht früher zu solchen Aufträgen bei dem Herrn Stadtcommandanten gemeldet, war die Ursache, weil ich an meinem jetzigen Posten als Lieutenant des Freikorps ebenfalls nicht unnützlich, ja bei mancher Gelegenheit nothwendig zu seyn geglaubt habe. Meint ihr aber, daß ich durch Uebernehmung eines solchen Auftrags meinem erwählten und theuren Vaterland Oestreich noch nützlicher seyn könnte, so will ich gern dem Herrn Commandirenden meine geringen Dienste anbieten.

Wollt ihr das? rief Katharine freudig: O ihr werdet euch unsterbliches Verdienst erwerben, und — sie stockte; denn in demselben Augenblicke stand die Möglichkeit, durch diesen Weg vielleicht auch Nachricht von Sandor, ob er lebe und gesund sey, zu erhalten, ergreifend vor ihrer Seele —

Was wollt ihr sonst noch, mein Fräulein? Sagt! Ich bin bereit zu thun, was in meinen Kräften steht.

Katharine bedachte sich einen Moment. Schüchternheit und Liebe kämpften in ihrer Brust. Endlich sagte sie, mit Purpur übergossen, und ohne den Muth zu haben, Kolschützky anzusehen: Ein Verwandter unseres Hauses, ein Herr von Szalatinsky, dient in der polnischen Armee und ist Rittmeister unter des Königs Leibregiment. Er war als Courier hier, den Tag, ehe die Feinde kamen. Ob er glücklich über die Donau entkommen, ob er im Hauptquartier des Herzogs von Lothringen oder bei seinem Könige ist, oder was sonst mit ihm geschehen sey? — ihre Thränen brachen in dem Augenblicke wieder hervor und hinderten sie eine Minute am Sprechen — wäre meiner Mutter und mir zu wissen, sehr werth. Wenn es euch nun möglich wäre, Herr Kolschützky, diesen Offizier oder wenigstens Nachricht von ihm zu finden —

Warum habt ihr mir das nicht zuerst gesagt, mein Fräulein? rief der treue Mensch lebhaft aus: Ich kann Euch einen Dienst leisten? O ich gehe sicher über die Donau! Es ist so gut, als wäre ich schon drüben. Euch will ich dienen; denn ich betrachte mich als von meinem theuren unglücklichen Herren auf euch vererbt. Ihr seyd seine nächste Verwandte hier. Ihr habt ein Recht auf mich, und was ich dem unvergeßlichen, letzten Sprößling des Zriny'schen Hauses, leider, nicht mehr leisten kann, das sey euch, und durch euch ihm geleistet! Bei diesen Worten streckte er Katharinen die Rechte hin, die diese, tief gerührt und in lautes Weinen ausbrechend, ergriff und herzlich drückte. Auch Kolschützky fuhr mit dem Finger über die Augen, und beide schwiegen durch einige

Momente, die dem Andenken des unglücklichen Hauses Zriny geweiht waren. Dann sagte er: Laßt uns einander nicht unnöthig erweichen, mein Fräulein! Schwere Stunden werden kommen, und es braucht jeder seine Kraft. Nehmt nochmals meine Versicherung, daß ich alles thun werde, was ich vermag, um euren Wunsch zu erfüllen, und nun lebt wohl! Ich muß fort, denn die Stunde zur Parole ist da. — Katharine faßte sich, sie verabredete noch mit wenigen Worten das Nöthige, wo Kolschüzky zu treffen, und wohin er zu bestellen seyn würde. Dann schied er, nachdem er ihr nochmal für die Treue, die sie seiner Schwester erwiesen, herzlich gedankt hatte.

Kurz darauf, nachdem Kolschüzky das Kloster verlassen hatte, kam der Bischof. Katharine sagte ihm, daß sie etwas Wichtiges insgeheim mit ihm zu sprechen habe; sie führte ihn, nachdem er seiner Gewohnheit nach die Runde bei den gefährlichsten Kranken gemacht, jenen Trost zugesprochen, mit diesen gebetet hatte, in ein Zimmer der würdigen Frau, und eröffnete ihm dort mit der nöthigen Vorsicht, um Kolschüzky durch die frühern Dienste, die er dem Zriny'schen Hause geleistet, nicht zu compromittiren, daß sie einen Mann zufällig wieder gesehen habe, der ihr früher manchmal Briefe an ihre Schwester nach Paris besorgt, und der vermöge seiner Kenntniß der türkischen Sprache und Sitten, vermöge seines Muths und anderer persönlichen Eigenschaften ganz gemacht schiene, sich zu dem gefährlichen Amte eines Kundschafters gebrauchen zu lassen, daß sie deßhalb mit ihm gesprochen, ihn geneigt gefunden habe, das Wagstück zu unternehmen, und daß er bereit sey, die Befehle des Commandirenden deßwegen zu empfangen.

Mein Fräulein! rief der Bischof erstaunt: Das habt ihr zuwege gebracht? Nun wofür wird euch diese Stadt und eure Mitbürger noch zu danken haben?

Ach, hochwürdigster Bischof! erwiederte sie; Rechnet mir einen zufälligen Dienst, den ich ohne die geringste Anstrengung leisten konnte, nur nicht hoch an! Rechnet ihn vielmehr dem braven Kolschützky an, der ein fremdes Land zu seinem Vaterland gemacht hat, und ihm Leib und Leben weiht!

Ich weiß, ich weiß, antwortete Graf Collonits: Ich kenne den muthigen klugen Mann. Er ist Lieutenant im Fränkischen Corps und hat uns auf den Basteien und bei Ausfällen die nützlichsten Dienste geleistet. Wo es galt, etwas Kühnes mit Umsicht und Beharrlichkeit auszuführen, war Lieutenant Kolschützky der Mann dazu. Nun, ich gehe sogleich zu Starhemberg und werde ihn mit der ganzen Stadt euch hoch verpflichtet machen. Gott segne euch, mein Fräulein! Gott vergelte euch, was ihr euren Mitbürgern thut, an eurem und eures Freundes Wohl!

Katharinen schlug das Herz. Sie dachte an den zweiten Theil ihres Auftrags an Kolschützky. Sie sagte es dem Bischof, daß sie ihn bei dieser Gelegenheit ersucht, wenn es möglich wäre, sich um Nachricht von ihrem Vetter zu erkundigen. Der Bischof sah sie gerührt an. Gutes Kind! sagte er, indem er die Hand auf ihr Haupt legte und wie in frommer Entzückung zum Himmel aufblickte; Unser Vater da oben wird euch nicht verlassen! Ich bin ein alter Mann, ich habe viel erfahren, und an der Schwelle des Grabes ist uns zuweilen eine Ahnung der Zukunft gegönnt. Ihr werdet euren Freund gesund

und glücklich wieder finden. Gott wird euch vereinigen, er wird den Pfad ebnen, den ihr zu wallen habt, und dann, fügte er hinzu, indem er gleichsam auf die Erde niedergekehrt, Katharinen lächelnd ansah — dann gönnt mir die Freude, eure Hand in die seine zu legen. Ihr gehört ja ohnedies in meinen Sprengel. Mit diesen Worten reichte er ihr die Hand, die sie mit kindlicher Rührung küßte, und entfernte sich, um zum Commandirenden zu eilen.

Eine süße Beruhigung war durch des frommen Mannes prophetische Rede in Katharinens Herz gedrungen, und sie ging mit leichterem Muth an ihr Geschäft.

Kolschützky empfing noch denselben Tag seine Befehle vom Commandirenden und einen Brief an den Herzog von Lothringen, worin demselben die dringende Noth der Stadt vorgestellt, und ihm gezeigt wurde, daß es kaum möglich seyn würde, sich noch vierzehn Tage zu halten.

Noch spät denselben Abend um zehn Uhr bei trübem regnichten Himmel, der durch seine Dunkelheit Kolschützky's Vorhaben bessern Schutz versprach, machte dieser sammt seinem Diener, der ebenfalls das Türkische fertig sprach, in der Kleidung dieses Volks sich auf den Weg *). Er wurde aus dem Schottenthor entlassen, ging durch die Währingergasse in's Freie hinaus, und dachte das türkische Lager in der Nacht zu durchschreiten. Aber immer dichter zogen sich die Wolken zusammen, und endlich

---

*) Kolschützky's ganze Expedition, die Episode mit dem Offizier abgerechnet, ist aus einem kleinen Hefte, welches damals im Druck erschien, und wovor sein Porträt in Kupfer gestochen zu sehen ist, und aus dem Tagebuch der Belagerung genommen.

stürzte ein heftiger Regenguß herab, der ihn zwang, unter den Ruinen eines zerstörten Hauses Zuflucht zu suchen. Hier erwartete er das Morgenroth, dessen erste Strahlen ihm die zahllosen Gezelte der Türken zeigten, welche die ganze Gegend, so weit sein Auge reichte, bedeckten. Ein türkisches Lied summend, ging er wie sorglos durch die Reihen der Zeltgassen; aber er verirrte sich in ihren labyrinthischen Gängen, und sah sich, wenn er dem Ausgang nahe zu seyn glaubte, wieder beinahe auf dem alten Punkt. Das machte ihn stutzen, aber es schlug seinen Muth nicht nieder, und mit ganz zuversichtlicher Ruhe nahm er die Einladung eines Aga an, der aus seinem Gezelt tretend, wie er den vom Regen der vorigen Nacht durchnäßten Landsmann sah, ihn zum Frühstück einlud. Hier fand er denn auch die Gelegenheit, sich um den Ausgang aus dem Lager und die Richtung zu erkundigen, die man nehmen mußte, um an den Fluß zu gelangen, und das Glück, womit er diesen Aga zu täuschen, und, was er zu wissen nöthig hatte, ihm zu entlocken wußte, hob seinen Muth noch mehr und gab ihm feste Zuversicht des glücklichen Erfolges.

Durch einen Umweg über das Gebirg, den er sich, um keinen Verdacht zu erregen, gefallen lassen mußte, gelangte er zwischen Kloster-Neuburg und Nußdorf an's Donau-Ufer. Die Sonne hatte sich indeß vollkommen über den Horizont erhoben. Ein goldener Schein übergoß die Gegend, die reiche Landschaft, und den prächtigen Strom, der von tausend Funken überflimmert majestätisch dahin rollte. Hinter ihm lag die bedrohte unglückliche Stadt, hinter ihm die Gezelte der Ungläubigen, die seinem Vaterlande Verderben drohten. Ein ruhiger,

mit allen Reizen der friedlichen Natur geschmückter Schauplatz that sich vor ihm auf. Der Morgengesang unzähliger Vögel stieg aus den waldigen Inseln empor; die Sonne trank den Regen der vorigen Nacht von den Feldern und Wiesen, der in leichten Nebeldüften emporstieg. Jenseits des Stromes in der Fläche des weitausgedehnten Marchfeldes lagen friedliche Dörfer, er konnte die Landleute erkennen, wie sie mit Pflug und Egge auf's Feld zogen, um die weit gedehnten Kornbreiten zu bearbeiten. Dort war Stille, Wohlstand, während neben und hinter ihm der Krieg mit allen seinen Schrecken wüthete; denn auch Klosterneuburg war von den Türken belagert, und nur durch die entschlossene Vertheidigung, die ein Laienbruder, Marcellin Ortner, nachdem die übrigen Geistlichen sich geflüchtet, darin angeordnet hatte, erhalten worden *).

Jetzt erblickte er ganz nahe auf einer großen Insel, die, mit Erlen und Espenholz dicht bewachsen, einen ziemlich sichern Zufluchtsort abgeben konnte, einige christliche Weiber. Sie wuschen am schattigen Ufer im Flusse, der vom Wiederschein der Bäume begrünt dahin floß. Er rief ihnen zu; der türkische Anzug erschreckte sie. Schreiend liefen sie in's Gebüsch, und sogleich erschienen einige Männer mit Feuergewehren, und drückten sie gegen Kolschützky los. Er wich klüglich diesem ersten Angriff aus; dann rief er den Männern auf Deutsch zu, er sey ein Christ, er wünsche in's Christenlager geführt zu werden, und bäte sie, ihn überzusetzen. Man winkte ihm, sich zu gedulden. Ein ältlicher Mann trat vor und wechselte einige Worte mit Kolschützky, der sich auf seinen

*) Geschichtlich.

Paß, vom General Capliers ausgefertigt, berief. Der Mann hieß ihn einen Augenblick warten, ging in die Büsche zurück und kam sogleich mit einem Jüngling von edlem Ansehen wieder, den der umgeworfene Reitermantel und die Mütze als einen Offizier bezeichneten. Dieser bedeutete Kolschützky nun, daß er weiter oberhalb über das Ufer an den Fluß hinab steigen solle, wo ihn ein Fischerkahn aufnehmen und hinüber bringen würde. Kolschützky gehorchte, und stand in kurzer Zeit vor dem Offizier, der den vorgezeigten Paß genau untersuchte, und noch einige scharfe Fragen an den vermeinten Türken that. Kolschützky nannte sich nun, und dem Offizier schien eine dämmernde Erinnerung vorzuschweben. Er besann sich einen Augenblick, dann winkte er ihm, und führte ihn ein Paar Schritte abseits von dem Richter und den Einwohnern von Nußdorf — denn das war der ältliche Mann und die übrigen Schützen gewesen, die sich bei der Zerstörung ihres Dorfes durch die Ungläubigen hinter den Fluthen ihres heimischen Stroms auf eine Insel geborgen hatten.

Ihr heißt Kolschützky? fragte der Offizier: Seyd ihr derselbe, der ein Haus in der Leopoldstadt hat?

Hatte, gnädiger Herr! erwiederte der Raize: Die Türken haben es mit der ganzen Vorstadt niedergebrannt.

Habt ihr Bekanntschaft in der Stadt selbst? fuhr der Offizier fort.

Viele, antwortete Kolschützky: Ich lebe seit mehreren Jahren in Wien.

Kanntet ihr den Grafen Zrinyy, den Kammerherrn?

O ja, sehr wohl, seufzte Kolschützky, und in dem Augenblick heftete auch er die Augen forschend auf den Offi-

zier und sagte: Vergebt, gnädiger Herr! Ihr dient wohl nicht in der östreichischen Armee?

Warum? erwiederte dieser rasch: Ich bin ein Unterthan des Kaisers, ein Ungar.

Ganz wohl, aber das sind keine östreichischen Feldzeichen, antwortete der Grieche, indem er auf die Unterkleider der Uniform, die der Offizier unter dem Mantel an hatte, und auf die Mütze wies.

Das ist die Uniform des polnischen Leibregiments. Ich diene dem König Sobiesky, sagte der Fremde.

Und ihr heißt — Herr von Szalatinsky? rief Kolschützky freudig — und eure Tante und Muhme leben in Wien — —

Eine Purpurgluth überströmte des Jünglings etwas blasses Antlitz. Heftig überrascht wollte er schnell antworten; doch faßte er sich im nächsten Augenblick und sagte gelassener: Allerdings. Ich habe eine Tante in Wien, meiner Mutter Schwester, Frau von Volkersdorf.

Sie wohnt in der Himmelpfortgasse? rief Kolschützky.

Ganz recht. Wie geht es ihr und den Ihrigen? rief der Jüngling lebhaft ergriffen.

Sehr wohl, erwiederte Kolschützky, der ebenfalls freudig den neuen Bekannten betrachtete: Es geht ihnen so gut, wie es bei der Lage der Stadt nur möglich ist. Ach eure Cousine, gnädiger Herr! ist ein Engel. Szalatinsky erröthete auf's Neue, und Kolschützky errieth nun leicht den ganzen Zusammenhang. Er erzählte also dem Uhlanen, der nicht genug fragen konnte, alles, was er von Katharinen wußte, wie sie als ein Engel der Barmherzigkeit in dem Spital waltete, wie sie seine Schwester gepflegt, wie er sich endlich aus Dankbarkeit gegen sie

bestimmt hatte, die gefahrvolle Sendung zu übernehmen, und welche Aufträge sie ihm an ihren Cousin mitgegeben. Szalatinsky war außer sich vor Freuden, er würde den Griechen umarmt haben, wenn die Gegenwart fremder Zeugen ihn nicht abgehalten hätte. Nachdem er sich also zur Genüge nach allem erkundigt und Kolschützky in der Freude seines Herzens ohne Rückhalt in dasselbe hatte blicken lassen, führte er ihn wieder zu den Leuten aus Nußdorf zurück, und befahl ihnen, einen Kahn zu bereiten, mittelst welchem sie den Kundschafter und ihn selbst hinüber an's andere Land bringen sollten, weil er, der Rittmeister, größerer Sicherheit wegen es nöthig finde, ihn selbst zu dem Herzog zu führen.

Im Kahne erzählte nun auch Szalatinsky dem neuen Bekannten, daß er bedeutend verwundet gewesen, ohne jedoch zu sagen wie? indem er es zweifelhaft ließ, ob es in einer Affaire geschehen oder nicht; daß er deßhalb im Lager des Herzogs zurückbleiben, und seinem König nicht habe entgegen eilen können, wie er es gewünscht: daß ihm der Herzog, der viele Gnade und Rücksicht für ihn gehabt, darum jetzt einen weniger beschwerlichen Posten angewiesen, wo er in Ruhe und bei leichtem Dienste sich ganz habe erholen können, und daß er hoffe, wenn sein Regiment und sein König nun, wie man sicher wußte, binnen wenigen Tagen in Krems eintreffen werde, sich ihm sogleich vorstellen, seine Waffen wie sonst führen, und thätig bei der Befreiung der Stadt mitwirken zu können.

Kolschützky seinerseits machte dem Offizier eine traurige Schilderung von dem Zustand der Stadt, von dem einreißenden Mangel, von dem Verlust an Leuten, den

Krankheiten, und erfüllte Szalatinsky's Herz mit trüben Besorgnissen um das Allgemeine sowohl als um Katharinens Wohl, wenn die Ansteckung auch in den Krankensälen, die sie zu bedienen hatte, einreißen und sie selbst ergreifen könnte. Kolschützky sagte ihm, was sich mit Vernunft zur Beruhigung darüber sagen ließ, von des Bischofs väterlicher Sorgfalt für das fromme Fräulein, von der höchsten Reinlichkeit und Achtsamkeit, die von den guten Klosterfrauen beobachtet werden, und erfuhr, was ihn ungemein freute, den trostvollen Stand der auswärtigen Angelegenheiten, nämlich, daß bereits gestern die Kanonen von Mölk, das sein Prälat heldenmüthig vertheidigte, bis gegen Kloster-Neuburg herab die Ankunft des baier'schen Contingents, das auf dem Wasser angelangt, verkündet habe, daß der Herzog den Tököly zweimal bedeutend geschlagen, daß Preßburg erobert sey, und die Sachen der Christenheit sich nun zu einem glorwürdigen Ende zu neigen begännen; denn in wenig Tagen würde der König von Polen erwartet, die deutschen Hülfsvölker seyen schon vollständig versammelt, und der Entsatz Wiens würde dann sogleich mit Anstrengung aller Kräfte bewirkt werden.

So unterredeten sich die beiden Männer während ihrer Ueberfahrt. Am andern Ufer angekommen, stellte Szalatinsky seinen Schutzbefohlenen dem General Häußler vor, und dieser sandte ihn sammt seinem Diener, nachdem er seine Päße und Briefschaften untersucht, unter des Rittmeisters Begleitung und mit Pferden versehen, um ihre Reise zu beschleunigen, zum Herzog von Lothringen, dessen Hauptquartier zwischen Angern und Stillfried an der March auf jenem Boden stand, den schon mehrere hundert

Jahre früher Kaiser Rudolphs Kämpfe mit dem Böhmen-König Ottokar berühmt gemacht hatten.

Seines Begleiters Ansehen verschaffte Kolschützky überall eine günstige Aufnahme, noch ehe man aus der Wichtigkeit seiner Sendung die Größe der Verpflichtung, welche das Christenheer ihm selbst hatte, erkannte. Der Herzog unterhielt sich lange in Geheim mit ihm, nachdem er Starhembergs eigenhändiges Schreiben mit tiefer Rührung gelesen hatte. Kolschützky mußte wiederholen, was er schon dem Rittmeister gesagt hatte. Der Herzog empfand das tiefste Bedauern mit den Bedrängnissen der Residenz und der Christenheit; aber er verhieß eben so sicher, daß in wenig Tagen auf eine herrliche Art diese Leiden alle in Freuden und Jubel verkehrt werden sollten. Er bestätigte Alles, was Szalatinsky dem Griechen erzählt, und fügte noch beruhigende Details hinzu, hieß Kolschützky sich dann mit Speis und Trank erquicken, und bereitete die Antwort an den Commandirenden, die er selbst aufsetzte und Kolschützky übergab.

Während dies im christlichen Lager vorging, harrte man in Wien nicht ohne große Beängstigung der Rückkehr des ausgesandten Kundschafters. Starhemberg hatte seine ganze Hoffnung darauf gesetzt. Er kannte die Lage der Stadt, er wußte bestimmt, daß sie sich nicht mehr als höchstens acht bis zehn Tage halten konnte, und dann, wenn der Entsatz länger zögerte, unwiederbringlich verloren sey. Sein Geist hielt sich mit Mühe unter der Last aller dieser Sorgen aufrecht, und doch waren es seine Mienen, auf welche die Menge zwischen Furcht und Hoffnung blickte, wenn man ihn gewahrte, um aus denselben sich das muthmaßliche eigene Schicksal abzunehmen. Er

durfte also kaum den Kummer zeigen, der ihn drückte; aber wenn er einsam auf der Höhe des Stephansthurms saß, unter ihm sich die Häusermasse ausbreitete, deren Geschick seiner Kraft und seinem Muth vertraut war, wenn er die wachsende Noth der Einwohner, die stete Verringerung der wehrhaften Mannschaft in dem kleinen eng umschlossenen Umkreis der Wälle bedachte, und außen herum das weit verbreitete Lager der Feinde, die zahllosen Schaaren, die in demselben wimmelten, die Möglichkeit, daß ihnen täglich Zuwachs an Macht kommen könne, die dann das Verderben der Stadt herbeiführen mußte, wenn er die Zerstörung ansah, die ihre Minen wie ihr Geschütz an den Wällen verursacht, und dann weiter hinüber blickte auf die unabsehlich gedehnten Flächen des Marchfeldes, woher Rettung kommen konnte, kommen sollte, und sich immer noch nichts zu regen schien: dann glaubte er oft das Maaß aller dieser beängstigenden Gedanken nicht ertragen zu können, dann stiegen wieder Nachts die Feuerzeichen am dunkeln Himmel empor, den fernen Freunden die Noth der Stadt kündend; aber kein antwortendes Zeichen erschien, und alles blieb drüben still, wie bisher.

So vergingen noch zwei Tage. Am Morgen des dritten vernahm die Wache an den Pallisaden des Schottenthors das verabredete Zeichen. Es war Kolschützky, der glücklich, aber eben so, wie drei Tage früher bei seinem Abgang, von einem tüchtigen Herbstregen durchnäßt, mit seinem Diener an dem Umkreis der innern Stadt angelangt, und allem Verdacht, wie aller zufälligen Gefahr unter den Ungläubigen klug und muthig entgangen war. Sogleich ließ man ihn beim Schottenthor durch das kleine

Pförtchen herein. Sein erster Weg, noch ehe er sich erlaubte sich umzukleiden, war zum Commandirenden, der ihn mit rege gespannter Seele erwartet hatte, und dem man des Herzogs Brief alsogleich überbrachte. Schnell durchflog ihn Starhemberg. Er enthielt die bündigsten Versicherungen naher und vollständiger Rettung, er meldete die Siege, welche das christliche Heer an andern Orten über den Erbfeind und seine Verbündeten erhalten; aber er sprach auch deutlich aus, daß noch mehrere Tage vergehen würden, ehe die Verbindung des polnischen und deutschen Heeres bewerkstelligt, die Brücke bei Tuln geschlagen seyn, und der Uebergang über den Strom würde Statt haben können.

Noch mehrere Tage! rief Starhemberg: Und wir stehen am Aeußersten! — Nun Muth! Gott, der so weit geholfen, wird uns jetzt nicht verlassen, und über diese angstvolle Zeit hinüber helfen.

Er ließ darauf Kolschützky eintreten, dankte ihm persönlich mit lebhafter Rührung für das, was er aus Liebe zu dem selbstgewählten Vaterland gewagt, und ließ sich von ihm den ganzen Gang seiner Mission, und was er sowohl im türkischen Lager beobachtet, als im christlichen hatte vernehmen können, umständlich erzählen. Kolschützky that es, und Starhemberg erkannte mit Vergnügen, daß er einen Mann vor sich habe, dessen aufgewecktem Geist nicht leicht etwas Bemerkenswerthes entging, so wie er in Beurtheilung und Kenntniß militärischer Bewegungen nicht unbewandert schien. Zufrieden entließ ihn Starhemberg, und Kolschützky eilte nun, sobald er Kleider gewechselt, und sein türkisches Gewand mit der Uniform vertauscht hatte, in's Kloster, wo er zwei um ihn besorgte

Seelen, die kranke Schwester und Katharinen, zu beruhigen hatte.

Man rief diese hinaus, wie er kam. Ein Freudenstrahl ging in ihrer Seele auf; sie eilte auf den Gang, Kolschützky's Gesicht verkündete ihr schon von weitem Gutes, und sein erstes Wort war: Herr von Szalatinsky läßt Euch grüßen!

So gefaßt sich Katharine überhaupt gewähnt hatte, so bewies doch der jetzige Augenblick, welche tiefe Bewegung in ihrer Seele gewesen war. Kolschützky's Worte hatten sie so erschüttert, daß sie schwankte, und sich nach einer Bank umsah, auf welcher sie sich niederließ, ohne sprechen, ohne etwas anders denken zu können, als ihr Glück.

Er lebt! sagte sie nach einer Weile mit gefalteten Händen und zum Himmel gerichteten Augen: Er lebt! — Sie blieb wieder einige Secunden still, während welchen ihr Dankgebet zu Gott emporstieg. Dann erhob sie sich, ging auf Kolschützky zu, und sagte: Wie danke ich euch, treuer, guter Herr Kolschützky, für eure Botschaft! — Aber — fragte sie, und ihr Blick heftete sich ängstlich auf seine Züge: Aber — wie lebt er? Ist er auch gesund?

Recht gesund und heiter, erwiederte dieser, nur noch ein Bißchen bleich von seiner Wunde.

Gewiß? Gewiß? fragte Katharine besorgt: Täuscht ihr mich auch nicht, Herr Kolschützky, um mich zu beruhigen? Er soll schwer verwundet gewesen seyn.

„Das glaub' ich selbst; denn er schont den linken Arm noch sehr. Doch kann ich euch versichern, daß er vollkommen wohl ist, und sich vornimmt, nächster Tage mit dem rechten beim Entsatz Wiens kräftig in die Türken einzuhauen, und dann zu euch und eurer Mutter zu

eilen. Indeß sendet er euch diesen Brief.“ — Ein leiser Freudenschrei entfuhr Katharinens Lippen, als sie auf dem Brief Sandors Schriftzüge erblickte, und nun kein Zweifel an seinem Wohlbefinden mehr in ihrer Brust blieb.

Er will kommen? rief sie freudig: Ich werde ihn wiedersehen! O mein Gott! — Doch gleich darauf, wie sie bedachte, was noch vorgehen müsse, ehe ein Streiter des christlichen Heeres seine Lieben in der belagerten Stadt sehen könnte, seufzte sie: Ach wann und wie wird das seyn können!

Recht bald, erwiederte Kolschützky; und hierauf erzählte er ihr alles, was er im Christenlager zur Bestätigung der gehofften Rettung gesehen, und Katharine beurtheilen konnte. Dann aber schilderte er ihr die Abenteuer seiner gefährlichen Reise, sein Zusammentreffen mit dem Mann, den er vielleicht ohne dies glückliche Ungefähr schwerlich in der großen Armee gefunden haben würde, und erfüllte Katharinen mit der süßesten Hoffnung und jener stillen Freude, deren Bewußtseyn innig beglückt, die sich im demüthigen Dank gegen Gott, und in frommer Liebe zu den Nebenmenschen ausspricht, ohne in laute oder stürmische Bewegungen auszubrechen.

Noch während sie sprachen, erschien Graf Collonits um seine gewöhnliche Stunde, die Kranken zu besuchen. Katharine stellte ihm den braven Kundschafter vor. Auch hier mußte Kolschützky seinen Rapport abstatten. Er that es aber wieder auf eine dritte Art; denn er wußte wohl, daß dem Bischof manches wichtig seyn konnte, was Starhemberg nicht berücksichtigen durfte, und was Katharinen durchaus nicht anging. Nachdem er also alles gemeldet, was auf die baldige Errettung der Stadt Bezug hatte,

machte er den Bischof auf eine sehr große Menge gefangener Christenkinder aufmerksam, die er im türkischen Lager zum Theil in sehr elenden Umständen gefunden, und welche die Ungläubigen bei ihren Verheerungen in Dörfern und Städten mitgeschleppt, um sie zur Sclaverei und zum Islamismus zu erziehen. Aus den Armen ihrer Eltern, ihrer Freunde gerissen, ohne Aufsicht, ohne hinlängliche Kleidung, der Noth, der gänzlichsten Verlassenheit Preis gegeben, habe er, Kolschützky, große Haufen dieser erbarmenswürdigen Opfer in den Gassen des türkischen Lagers herum irren und um Brod betteln gesehen, und es sey zu berechnen, daß diejenigen, die diesem gegenwärtigen Elende nicht erliegen, da sie keine andere Anleitung erwarten dürften, sicher dem Schooß der christlichen Kirche entzogen und zum mohamedanischen Glauben gebracht werden würden.

Collonits schauderte, wie er diese Schilderung hörte. In seinem Herzen erhob sich auf der Stelle der Entschluß, der Retter dieser verlassenen Unschuldigen zu werden; aber noch sah er kein Mittel dazu, so lange die Feinde im Besitz der Umgebungen der Stadt und ihres Lagers waren. Doch hoffte er nach Kolschützky's einleuchtenden Angaben selbst jetzt zuversichtlich auf baldigen Entsatz, und gelobte sich, daß jene armen Kleinen der erste Gegenstand seiner Sorge seyn sollten.

Kolschützky's Unternehmen, dessen Erfolg sich bald wie ein Lauffeuer durch die beängstete Stadt ausbreitete, hatte neuen Muth und heitere Zuversicht in die Gemüther der Wiener geströmt. Entschlossener trugen sie ihre Lasten, und blickten gefaßt über den düstern gegenwärtigen Augenblick auf eine nahe Erlösung hin. Denn so ist der

Mensch, dem auch das Schwerste erträglich wird, wenn er auf kurze Dauer desselben rechnen darf, und dem die Unabsehlichkeit einer unbequemen Lage zur herbsten Qual wird. Aber Kolschützky hatte von Szalatinsky noch eine Neuigkeit erfahren, die sein eignes Gemüth tief erschütterte, und von der er nicht sogleich wußte, ob sie auch geeignet wäre, Katharinen mitgetheilt zu werden. Zum mindesten wollte er durch ihren trüben Gehalt ihr die reine Freude des ersten Augenblicks nicht verkümmern; er verschwieg also, was er erfahren, und versparte auf einen zweiten Besuch im Kloster die wenig erfreuliche Kunde.

Dies war die Nachricht von Zrinyʼs mitleidswerthem Zustande, und Ludmillens Aufenthalt bei ihm. Kolschützky hatte sich mit gehöriger Umsicht bei Szalatinsky zuerst im Allgemeinen nach des Kammerherrn Graf Zrinyʼs Geschick erkundigt; denn dieser Name war es ja gewesen, der zum ersten Anfang ihrer Bekanntschaft gedient hatte, und Kolschützky mußte voraussetzen, daß Szalatinsky von seinem Verhältniß zu diesem Hause einigermaßen unterrichtet war. Bald wurde ihm klar, daß der Vetter und zärtliche Freund des Fräuleins von Volkersdorf auch der Vertraute ihrer Angelegenheiten und Geheimnisse war, und nun schien Kolschützky bei der offenen Rechtlichkeit und dem klugen Sinn, der sich in dem Betragen des jungen Mannes verkündete, kein weiterer Rückhalt nöthig, als den Zrinyʼs Verhältnisse mit Tököly erheischten, von welchen freilich Kolschützky auf eine Art unterrichtet war, die ihm selbst hätte gefährlich werden können. Er benutzte also diese Gelegenheit, nach welcher seine Liebe zu Zriny sich längst gesehnt, um sich alle Erkundigungen zu verschaffen, die Szalatinsky nur geben

konnte. Er erfuhr Zriny's Gefangenschaft auf Kuffstein, seine Geisteszerrüttung und den Entschluß seines unglücklichen Weibes, ihm in seinem Elend Gesellschaft zu leisten, und für ihn zu thun, was in ihren Kräften stand. Szalatinsky konnte ihm sogar, da er von dem Herzog von Lothringen mit Vertrauen behandelt wurde, über manches Geheime Aufschluß geben. So sagte er ihm, daß man in Zriny's Papieren die unzweifelhaftesten Beweise für seinen Hochverrath, und viele Spuren gefunden habe, welche zu strengen Untersuchungen über wichtige Personen geführt hätten, deren Treue bis dahin nie beargwohnt worden sey, daß aber auch diese Papiere von den chimärischen Erwartungen des jungen Mannes, und von einer so ungemessenen Einbildung über sich selbst und seine Vorzüge zeugten, daß man daraus beinahe schon auf eine früher begonnene Geistesverwirrung schließen sollte. Trotz allem dem aber könne Kaiser Leopold noch jetzt nicht ohne Wehmuth seines unglücklichen Lieblings denken, und sich nicht in jenem gerechten Zorn über ihn erheben, der bei ähnlichen Gelegenheiten andere Verbrecher getroffen. Er sorge noch stets für ihn, lasse ihn alle Erleichterung genießen, die nur mit der Versicherung seiner Person und seinem Zustande verträglich sey, und schiene eine Art von Trost darin zu finden, die letzten Tage eines Unglücklichen, den zu retten keine Macht der Erde im Stande war, so erträglich als möglich zu machen.

Seine letzten Tage? rief Kolschützky bestürzt, nachdem ihm Szalatinsky im Heerlager des Herzogs auf einem einsamen Spaziergange die obigen Nachrichten mitgetheilt hatte.

„Ja, lieber Freund! Seine letzten Tage! — Die

Gewalt der frühern Leidenschaften und der jähe Sturz seines Glückes in dem Augenblicke, wo er dessen höchsten Gipfel erreicht zu haben meinte, scheint nicht allein sein Bewußtseyn zerrüttet, sondern auch zerstörend auf seinen Organismus gewirkt zu haben, den heftige Fieberanfälle und eine unselige Reizbarkeit mit wunderbarer Schnelle aufreiben."

Armer Zrinyi! rief Kolschützky: Doch vielleicht ist dieses Fieber eine Wohlthat der Natur, die deine Leiden kürzen will.

Das denke ich selbst, entgegnete Szalatinsky: Zu welchem Leben würde er aufgespart, wenn es der Arzneikunst, deren ganzes Vermögen sein kaiserlicher Beschützer für die Rettung des Unglücklichen aufbieten läßt, gelänge, ihn herzustellen?

Und doch wünscht es der Kaiser? fragte Kolschützky mit weichem Ton.

„Er liebt ihn noch, und der Gedanke an seinen gänzlichen Verlust ist ihm zu schmerzlich. Alle Wochen kommen zwei Couriere von Kuffstein nach Linz, wo der Hof sich in diesem Augenblick wieder aufhält und bringen die Berichte der Aerzte; aber jeder lautet trauriger. Zrinyi kann das Bett nicht mehr verlassen, und man gibt ihm kaum noch einige Tage."

Weiß der Arme die Sorgfalt seines Monarchen um ihn? Es würde ihn freuen, sagte Kolschützky.

Ich weiß nicht, antwortete Szalatinsky; doch zweifle ich nicht, daß die Aerzte und vorzüglich Ludmilla auch das Kleinste nicht außer Acht lassen werden, was einem so geliebten Kranken zum Trost seyn könnte. Aber Ludmilla

ist auch beklagenswerth. Sie erkennt nur zu wohl den körperlichen Zustand ihres Mannes, und neben den Martern, die sein geistiger ihr unablässig verursacht, sieht sie seinem Tode mit jedem kommenden Morgen entgegen. Sie soll selbst sehr herabgekommen, und in einer Lage seyn, die für ihr Leben fürchten läßt. Sagt das Katharinen nicht, Herr Kolschützky! Theilt ihr überhaupt von unserm Gespräch nur so viel mit, als sie tragen kann! Das mögt Ihr aber ihr auch noch sagen, weil es sie beruhigen wird: Pater Isidor, der sich wirklich als ein thätiger Freund in Ludmillens größter Noth bewiesen, ist jetzt wieder auf Kuffstein, und steht der Unglücklichen mit Fassung und geistlichem Zuspruch bei.

Kolschützky war tief bewegt durch dies Gespräch, und Szalatinsky, der des kräftigen Mannes Rührung mit innigem Antheile sah, fühlte seine Achtung für denjenigen vermehrt, den ihm ein Zufall zugeführt und schnell zum Vertrauten der wichtigsten Familien-Angelegenheiten gemacht hatte. Er trug also kein Bedenken, ihn sein Verhältniß zu Katharinen errathen zu lassen, und gab ihm einen Brief voll der herzlichsten Liebe und der kräftigsten Versicherungen baldigen Wiedersehens an sie mit, den Katharine nach Kolschützky's und des Bischofs Entfernung sogleich las, und wieder las, und auf ihrem Herzen verwahrte. Dieser Brief, und was Kolschützky ihr sonst noch erzählte, belebte sie nun mit einer Freudigkeit, welche Kolschützky bei seinem nächsten Besuche die Zuversicht gab, ihr Einiges von Zriny's und ihrer Schwester Geschick mitzutheilen, was freilich den heitern Himmel ihrer Seele trübte, aber die frohe Zuversicht auf Gottes Schutz und liebende Sorge für ihr Glück nicht benahm, die sie schon oft

und jetzt abermals in den letztern Begebenheiten mit kindlich frohem Dank zu bemerken glaubte.

Einige Tage waren abermals langsam und schwer über der bedrängten Stadt dahin gegangen; aber während derselben war endlich der langersehnte Retter — war König Sobiesky auf östreichischem Boden angelangt. Der Herzog von Lothringen dachte darauf, sich mit ihm zu vereinigen. Er hob daher das Lager an der March auf und wollte sich gegen Stockerau ziehen; aber die Türken, die wohl wußten, warum er seine Stellung verließ, griffen ihn wüthend an. Er schlug sie zurück, und setzte seinen Weg nun unaufgehalten fort. Zu Hollabrunn fand er den König, der ihn höchst gütig empfing, und als der Prinz die bestehenden Formen gegen den Monarchen beobachten wollte, ihm scherzend sagte: Er habe den König in Warschau gelassen, und bäte, daß der Prinz ihn als Freund und Bruder behandeln sollte. Zugleich stellte er ihm seinen Sohn, Prinz Jakob, vor, der seine erste Campagne machte, und sagte dem Prinzen, daß er von diesem Meister lernen sollte, Krieg zu führen *).

Die Churfürsten von Baiern und Sachsen, welche persönlich ihre Truppen anführten, so wie die übrigen kaiserlichen Feldherren bildeten nun einen Kriegsrath, in welchem überlegt wurde, ob der Uebergang bei Tulln zu bewerkstelligen sey, und die Armee dann den kürzern beschwerlichern Weg über das Kahlenberger-Gebirge, oder den bequemern aber viel weitern Umweg über Preßburg nehmen sollte. Viele Stimmen waren für diese letztere Meinung, besonders da man mit Recht vermuthen konnte, daß Kara Mustapha von der Bewegung des nahen Chri-

*) Geschichtlich.

stenheeres Kunde erhalten, ihm den Uebergang über den Strom streitig machen oder den Marsch durch ein durchschnittenes Erdreich und über die Berge sehr erschweren könnte, welche dem Früherhingelangten leicht zu behaupten, dem Späterankommenden unendlich schwer zu erobern seyn würden. Aber Sobiesky kannte seinen Feind, und dessen stolze Verblendung. Sein Feldherrnblick durchschaute schnell die ganze Lage der Dinge, und er entschied mit siegender Uebergewalt für den Uebergang bei Tulln und den kürzern Weg über's Gebirg. Ihm fielen der Churfürst von Sachsen und der Prinz von Lothringen sogleich bei, und es ward nun beschlossen, daß man auf der Stelle aufbrechen, alle Arbeiter, die zur Schlagung der Brücke nothwendig waren, auf Wagen nach dem verabredeten Punkt des Donau-Ufers senden, mit der Armee in Eilmärschen folgen, und den Uebergang mit stürmender Gewalt erzwingen wolle, ehe der betäubte Feind sich besinnen und ihnen Hindernisse in den Weg legen könne. Dann aber wollten sie eben so schnell die Anhöhen gewinnen, und von dort zur Befreiung der Stadt herab eilen, da deren höchst bedrängte Lage die schnellste Hülfe zur Pflicht machte *).

Es war eine angenehme Ueberraschung für den König, unter dem Gefolge des Prinzen von Lothringen seinen lange vermißten Szalatinsky zu finden, der sich durch keine Rücksicht für seine Gesundheit mehr abhalten ließ, sich seinem verehrten Fürsten zu Füßen zu werfen, und der mit erhöhter Freude den Beschluß des Kriegsrathes vernahm, in welchem die Möglichkeit lag, Katharinen binnen wenigen Tagen wieder zu sehen. Alles rüstete sich nun

*) Alles, was auf den Marsch der Truppen, die Schlacht und den Entsatz Bezug hat, ist ganz nach der Geschichte.

zum Aufbruch. Die Prager Straße, das Land weit umher war mit dem herbeieilenden Christenheer bedeckt; man sandte dem Kaiser die Nachricht von dem kommenden Entsatz, und er schickte sich an, sich ebenfalls seiner Hauptstadt zu nähern. In dieser Stadt, die nun durch volle zwei Monate alle Schrecken und alle begleitenden Uebel einer Belagerung ausgehalten hatte, schien Alles auf den letzten verzweifelnden Kampf bereitet, und ein Generalsturm erwartet zu werden. Auf den Basteien, in den Strassen zwischen dem Schotten- und Burgthor, wohin die größte Gewalt des Feindes sich warf, wurden von zehn zu zehn Schritt einzelne Abschnitte gemacht, mit Palliſaden und Kanonen versehen und von wehrhafter Mannschaft vertheidigt, wozu nebst dem regulirten Militär sich Bürger, Studenten und viele Freiwillige erboten. Da sich das Holz zu diesen Palliſaden nicht vorfand, mußten sich's die Eigenthümer einiger Häuser gefallen lassen, daß diese abgedeckt, und die Dachstühle zu diesem Behuf verarbeitet wurden. Auch war schon im Kriegsrathe beschlossen, daß man die eisernen Gitter, mit welchen nach damaliger Sitte die meisten Fenster der Stadt verwahrt waren, los brechen, und zu Verhacken in den Straßen aufthürmen wollte *).

Angstvoll bestieg man Thürme und hochgelegene Orte, schaute nach den Errettern um, und fand noch immer Alles, Alles, in der längstgewohnten Ordnung, als plötzlich im Lager der Türken eine unruhige Bewegung entstand. Schaaren zogen hin und wieder; Aga's und andere hohe Offiziere sprengten hin und her. Das Lager in der Leopoldstadt wurde aufgehoben, auf dem Wiener-

*) Geschichtlich.

berge sanken die Gezelte zusammen, man sah starke Truppenabtheilungen sich gegen das Gebirge ziehen, und Alles deutete auf etwas Ungewöhnliches hin *).

Doch während aller dieser Bewegungen fuhren die Feinde unausgesetzt mit Miniren und Beschießen der Wälle fort; sie unterhielten vor der Burg- und Löwelbastei ein fast immerwährendes Feuer, und hatten bereits alle Festungswerke in jener Gegend einem Zustande von gänzlicher Zerstörung nahe gebracht, der für die Stadt das Schrecklichste fürchten ließ *).

Da ertönte plötzlich um zwei Uhr Nachmittags den eilften September ein Kanonenschuß neben der Kapelle des Leopoldsberges. Ein wüthendes Feuer antwortete aus den türkischen Reihen, die sich in der Nähe desselben in Schlachtordnung aufgestellt hatten. Bald glaubte man hier und da christliche Schaaren zu erblicken, die sich auf der Höhe des Gebirges zeigten. Der Feind verdoppelte seine Angriffe auf die Basteien, die Bürger strengten ihre letzten Kräfte an, es galt Leben oder Tod, diese Nacht mußte entscheiden; denn länger als noch einen Tag war kein Halten mehr *).

Die Nacht vom eilften auf den zwölften September sank auf die bedrohte Stadt, auf das Lager der erbitterten Feinde nieder. Kara Mustapha saß gedankenvoll in seinem Zelt-Palaste, den muthvoll vertheidigten Wällen gegenüber, die sein Geschütz wohl zu erschüttern, aber nicht zu erobern vermocht hatte. Dort erhoben sich die Mauern der Kaiserburg, von vielen Kugeln beschädigt, aber noch wie der Thron, den sie bargen, fest seit Jahrhunderten. Ringsumher stiegen die Thürme der Chri-

*) Geschichtlich.

stentempel und mitten unter ihnen der Stephansthurm majestätisch in die dämmernde Herbstnacht empor. Mit wie stolzen Erwartungen war dieser Vezier vor zwei Monaten mit einem Heer von mehr als zweimalhunderttausend Streitern vor diesen Mauern erschienen! Wie hatte er, von seinen astrologischen Träumen, von den Vorspiegelungen Tököly's und seiner Freunde, von seinem eigenen Hochmuth verleitet, an gar keinen bedeutenden Widerstand geglaubt, und dem Sturze der Kaiserstadt, der Unterjochung von ganz Oestreich, ja dem Zuge nach Rom, als einem ungezweifelten Erfolge seiner Feldherrn-Gaben entgegengesehen! Und was war bis jetzt geschehen? Noch erhoben sich diese Thürme vor ihm, die er in den Staub zu stürzen gewähnt hatte; noch stand die Kaiserburg, über deren Schutthaufen er sich den Weg in die erstürmte Stadt zu bahnen gedacht hatte. Sein Heer war entmuthigt; die Janitscharen forderten ungestüm ihre Entlassung, denn sie waren nicht länger als zwei und vierzig Tage vor einer belagerten Stadt auszuharren verpflichtet. Ein großer Theil seiner Truppen moderte in dem Umkreis von Wien, und nicht einmal die Zeit zur Beerdigung seiner Todten hatte ihm Starhemberg auf mehrmaliges Ersuchen gegönnt, sondern vielmehr durch starke Ausfälle, und die Wuth, mit der er aus der Stadt auf die Arbeiten der Feinde kanonirte, diese an jeder Verrichtung gehindert. Sein Versuch, die Vereinigung des deutschen und polnischen Heeres zu hindern, war mißglückt und hatte ihm bedeutenden Verlust zugezogen. Nun rückte der Entsatz heran, und nun sollte er sich dennoch vielleicht die Frucht so langer Anstrengung entrissen sehen! — Nimmermehr! Er mußte Wien haben! Das war sein

Ziel, die Krone all seines Strebens. Nur von Wien aus konnten die weitern Plane seines Ehrgeizes ihren Fortgang haben. So hatte er den Befehl gegeben, mit dem frühesten Morgen die Beschießung der Stadt mit verdoppelter Kraft zu beginnen, unbekümmert um den anrückenden Entsatz, dem sein noch immer zahlreiches Heer, wie er meinte, leicht die Spitze bieten, und ihn würde zwingen können, den Versuch aufzugeben, den er zu tollkühn unternommen; oder den er, wenn die mürben Wälle dem türkischen Geschütz an eben diesem Tage fallen sollten, zum Zuschauer der Erstürmung Wiens machen konnte. Es war eine jener Verblendungen, in die der Hochmuth, durch langes Glück verwöhnt, manchmal verfällt, und die uns, wenn wir erstaunt die verderblichen Folgen derselben, und die unbegreifliche Blindheit betrachten, mit Schaudern an jene Stelle der Bibel denken macht, wo Gott, wie es heißt, das Herz des Pharao verstockte, damit er seine Zeichen unter diesem Volke thun möge, und sie es erkennen, daß er der Herr sey.

Noch saß der Großvezier gedankenvoll auf den Polstern seines Zeltes und schaute in die immer mehr dunkelnde Herbstnacht hinein. Die Nähe des anrückenden Christenheeres hatte den türkischen Befehlshabern größere Wachsamkeit zur Pflicht gemacht. So wie es völlig Nacht ward, entloderten hundert und hundert Wachfeuer ringsum im türkischen Lager, und zerstreuten theilweise die feuchten Schatten. Im Wiederscheine der Flammen lagen die bärtigen Gestalten der Orientalen, standen Kameele und Pferde an Pfähle gebunden, Wachen wandelten auf und nieder, jeden Augenblick veränderten sich die grellbeleuch-

teten Nachtstücke, und vor des düstern Feldherrn Blicken gestalteten sich, wie Rauch und Flamme, Licht und Schatten wechselten, ungewisse Bilder. Blutige Schatten schwebten vor ihm. Es waren die Geister der erschlagenen Eltern und Verwandten desjenigen, der jetzt als Rächer und Vergelter vor Wien erschien. Dann war es ihm plötzlich, als erblicke er seine eigene Gestalt mit der verhängnißvollen rothen Schnur am Halse. Ein Grauen wandelte ihn an, dann schwand wieder alles in Nebel und Rauch, und Kara Mustapha starrte in finsteres Nachsinnen verloren in den wirbelnden Dampf. Da verbreitete sich plötzlich eine bedeutende Helle von der Höhe des Stephansthurms. Es waren die Raketen, welche die Belagerten, als letztes Zeichen ihrer Noth, schnell hintereinander zum Himmel steigen ließen, um den anrückenden Helferu ihre äußerste Bedrängniß zu künden. Kara Mustapha's Herz schwoll in finsterer Freude auf; aber sieh! da leuchtete es von Nordwesten herüber. Es schien, als käme die Helle vom Gebirge. Der Großvezier erhob sich, um zu sehen, was es wäre; da eilten ihm schon seine Sclaven entgegen und meldeten ihm, daß auf dem Kahlenberge eine ganze Garbe von Raketen entbrenne, und gleich darauf donnerten drei Kanonenschüsse durch die Nacht vom Berge herüber. Drei eben solche Schüsse beantworteten sie von der Mölkerbastei. Das war das Zeichen. Der Entsatz war da, und Kara Mustapha knirschte, wie seine Bassen, seine Aga's, Einer nach dem Andern, kamen, ihm diesen bedrohlichen Stand der Dinge zu melden, und sich seine Verhaltungsbefehle auszubitten *).

*) Von nun folgt bis zur Eroberung der Stadt die Erzählung, wenige kleine Ausschmückungen abgerechnet, dem Gang der wirklichen Begebenheiten.

Er antwortete ihnen stolz, daß er auch für den nächsten Morgen keine andern als jene zu geben habe, die er bereits seit zwei Monaten gegeben — die Stadt auf alle Weise zu ängstigen, und im Angesicht der anrückenden Freunde zu Grunde zu richten. Vergeblich stellten ihm die Bassen von Ofen und von Diarbekir die tolle Wuth eines solchen Vorhabens vor; er beharrte darauf, und sie gingen mit erzürntem Herzen von ihm.

Doch wer ermißt den Jubel, welchen jenes Freudenfeuer der nahen Rettung in den Herzen der hart bedrängten Einwohner Wiens erregte. Nur derjenige, so drücken gleichzeitige Schriftsteller sich aus, nur derjenige, der neun Wochen das unaussprechliche Elend dieser Belagerung ausgestanden, konnte sich einen Begriff von dem Entzücken machen, mit welchem man nach so banger Erwartung, nach so oft getäuschten Hoffnungen endlich, endlich die Hülfe gegenwärtig sah! In einem Moment, mit fast unbegreiflicher Schnelle war die Freudenbotschaft in der ganzen Stadt verbreitet. Alles eilte auf die Strassen, auf die Dächer, auf die Thürme, besonders zu St. Stephan und Mariastiegen; und nun erschien das entzückende Schauspiel vor ihren Augen — die leuchtenden Feuer auf allen Gipfeln des umliegenden Gebirgs, von dem Leopoldsberg bis gegen die Höhe, an deren Fuß sich Dornbach verbirgt. Eine Trunkenheit der Freude bemächtigte sich der Gemüther; ehmalige Feinde umarmten einander herzlich, Kranke glaubten ihre Schmerzen nicht mehr zu fühlen, und Bekümmerte vergaßen in diesem seligen Augenblick des eigenen Leidens, um sich der allgemeinen Rettung zu freuen. Auf den Sammelplätzen eilte die Mannschaft zusammen und forderte schon jetzt einen

Ausfall; kaum daß Starhembergs kluger Ernst den unzeitigen Eifer in gehörigen Schranken halten konnte. Einer der ungeduldigsten war Scalvinoni, sein Adjutant, der vor Begierde brannte, sich mit den Türken zu messen, und durch irgend eine glänzende That sich vor den Augen seiner Mitbürger und des Mädchens auszuzeichnen, das ihm jetzt auf's Neue theuer geworden war. Durch allerlei kleine Aufmerksamkeiten hatte er in den wenigen Tagen, welche seit dem letzten Wiedersehen bei den Ursulinerinnen verflossen waren, ihr seine unbegrenzte Hochachtung zu beweisen gesucht, und auch in dieser denkwürdigen Nacht war es sein erstes Beginnen gewesen, so wie er die Feuerzeichen erblickte, und die erste Meldung zum Commandanten kam, sogleich der Frau von Preysing die gute Botschaft zu wissen zu thun.

Diese saß eben mit Frau von Volkersdorf, von Dünewald und Katharinen noch spät Abends zusammen, beschäftigt, die letzten kleinen Reste von Leinwand, deren sie entrathen konnten, auf Wäsche und Verbandstücke für die Kranken und Blessirten zuzurichten, und die unaussprechliche Noth der Stadt, das Zögern der Hülfe, und die schrecklichen Erwartungen der kommenden Tage, wenn diese Hülfe gar nicht oder zu spät käme, waren die beängstenden Gegenstände ihrer Gespräche. Die drei Frauen waren jede nach ihrer Art tief bekümmert, Frau von Preysing in stiller Ergebung, ihre Tochter auf einen verzweifelten Entschluß mit ruhiger Besonnenheit gefaßt, Frau von Volkersdorf zagend und betäubt. Nur Katharine konnte die allgemeine Niedergeschlagenheit nicht theilen. Die Gewißheit, daß ihr Sandor lebte und sie treu liebte, die Versicherungen des baldigen Wiedersehens, die

sein Brief enthielt, die ruhige klare Ansicht der Dinge, die er ihr im Vertrauen auf ihren festen Sinn mitgetheilt hatte, hatten ihren Geist so gestärkt, daß sie auch in diesen bangen Stunden die stille Zuversicht auf baldige Rettung nicht verlieren konnte, und wenn die andern nach so oftmaligen Fehlschlagungen keine Hoffnung mehr zu fassen wagten, war sie es, die auf die Barmherzigkeit Gottes hoffte, und ihnen allerlei Beispiele unvermutheter Rettung aus der heiligen und profanen Geschichte erzählte.

Wir sind in Gottes Hand, sagte endlich Frau von Preysing: Unsere Beruhigung muß seyn, daß, was auch über uns kommt, nicht ohne seine Zulassung geschieht.

Ach, aber was kann das noch werden? jammerte Frau von Volkersdorf — wenn die Türken in die Stadt dringen, wenn sie die Häuser stürmen, die Weiber ermorden, die Kinder zerstücken? —

Man stirbt nur einmal! rief Frau von Dünewald — und ehe ein solcher ungläubiger Barbar Hand an uns legen soll, gibt es ja noch ein Fenster, aus dem man sich mit seinen Kindern stürzen kann, um solcher Schmach und solchem Elend zu entgehen.

In dem Augenblick ertönten jene zweimal drei Schüsse. — Was ist das? rief die Generalin: Sturm in der Nacht? — Sie fuhren alle von ihren Sitzen empor; aber es ward wieder Stille, und nichts erfolgte weiter. Vielleicht eine Mine, die verunglückte? fragte Frau von Preysing: Der Schall kam vom Schottenviertel her.

Das scheint mir nicht; es waren drei ferne, und drei sehr nahe Kanonenschüsse, erwiederte Frau von Dünewald.

Ach vielleicht, vielleicht die Retter! rief Katharine und erhob die gefalteten Hände und die strahlenden Augen

zum Himmel. Sie sprachen noch eine Weile unter sich, vermuthend und verwerfend, was jeder einfiel, um den ungewöhnlichen Schall zu erklären; da hörten sie schnelle Tritte im Vorzimmer, und auf den Straßen ein verwirrtes Getöse, die Thür ging auf und Don Miguel stürzte mit strahlenden Blicken herein. Sie sind da! rief er: Der Succurs ist da!

Großer Gott! rief Frau von Preysing erschrocken vor Freude: Sollte es möglich seyn?

Der Succurs? rief die Generalin: Ihr irrt, guter Alter! Woher käme der so plötzlich?

„Gewiß! gewiß, gnädige Frau! Die ganze Stadt ist in Allarm, und so eben schickt der Adjutant des Commandirenden, und läßt sagen, daß er sich die Freude nicht versagen könne, Euer hochfreiherrlichen Gnaden zu melden, daß die christliche Armee bereits auf dem Kahlenberg stehe, und ihre Signalschüsse gegeben habe."

O Gott sey Dank, Gott sey Dank! sagte Frau von Preysing, indem sie von freudigem Schrecken ermattet auf einen Stuhl sank. Frau von Volkersdorf und ihre Tochter hielten sich sprachlos umarmt; die Generalin zitterte vor Erschütterung, und Don Miguel war auf die Kniee gesunken, um dem Herrn der Heerschaaren seinen Dank zu bringen.

So wie hier, so wurde diese Nachricht in den meisten Familien aufgenommen. Die ganze Nacht ging fast Niemand zu Bette. Man hatte sich so viel zu sagen, so viel zu erwarten, und, o Gott! nachdem der erste Taumel vorüber war, wie Vieles noch zu fürchten!

Die Generalin schickte zu einem ihr bekannten Offizier, sich seine Begleitung zu erbitten, um den Thurm bei Ma-

riastiegen zu besteigen. Katharine ersuchte um die Erlaubniß, daß sie mitgehen dürfe, und erhielt sie gern von der Generalin, schwerer von ihrer Mutter, der ein unbestimmtes Fürchten jeden nicht ganz gewöhnlichen Schritt als gefährlich zeigte. Sie gingen. Auf allen Straßen herrschte Leben und Bewegung. Niemand schien der Ruhe bedürftig, es war, als hätte die freudige Hoffnung der Erlösung alle Erschöpfung, wie allen Druck, von den schnell gehobenen Geistern genommen. Wie sie durch die Gassen über die Plätze gingen, begegneten ihnen Bewaffnete, die sich an ihre Versammlungsörter begaben, oder schon geordnete Schaaren, die auf die Basteien zogen; alles war rege, alles voll guter Hoffnung, Muth und Kampfeslust. So kamen sie auf den Thurm, und nun lag das türkische Lager mit all seinen lodernden Flammen unter ihnen, so weit rechts hinab und gerade hinüber bis an den Strom ihre Blicke reichten. Aber links auf den Höhen brannten andere Feuer, und strahlten durch die Nacht Freude und Trost in ihre Herzen. Dort waren die Retter, dort war Sandor, und vielleicht auch Graf Dünewald, und in die Brust der Frauen gesellte sich schnell Sorge zur Freude, und zwischen dem Moment der Erwartung und des Wiedersehens drängten sich die Bilder des Kampfes, des Blutes und Todes.

So verging die Nacht, und kaum graute der Tag, so ertönte schon der Donner des feindlichen Geschützes; denn Kara Mustapha, seinem einmal gefaßten Plane getreu, konnte keinen andern Gedanken fassen, als den, die Stadt noch heute im Angesicht des Christenheeres zu erstürmen. Aber dieselbe Morgenröthe, welche die Türken in den Approchen zu neuem Angriff auf die Stadt rief, hatte

auch auf dem Kählenberge die Feldherrn der Befreiungsarmee zu dem großen Werke geweckt, das sie heute vorhatten. Es war Sonntag, der Tag des Herrn; so wie es christlichen Helden geziemt, weihten sie sich durch Gebet zu Streitern des Höchsten. Mit den ersten Streiflichtern, welche jenseits der Donau über den Flächen von Ungarn aufzuckten, war Sobiesky von seinem Lager aufgesprungen, wo er die Nacht durch mehr gesonnen als geschlummert hatte. Sein Beispiel erweckte bald alle übrigen Befehlshaber. Der Herzog von Lothringen trat in den Saal des halbzerstörten Camaldulenser Klosters, in dem der König die Nacht zugebracht hatte, und wo die Versammlung bestimmt war. Ihm folgten die Churfürsten von Baiern und Sachsen, die Polnische, Oestreichische und Reichs-Generalität, viele berühmte Namen, deren Enkel großen Theils noch leben. Jetzt öffneten sich die Thüren von des Königs Gemächern, und Sobiesky trat heraus. Obwohl seine etwas kurze und gedrungene Gestalt dem eigentlichen Begriff einer Heldenfigur nicht entsprach, so verkündete doch der lebhafte Blitz der dunkeln Augen, der Ausdruck der edlen Züge, und das rasche Feuer seiner Bewegungen einen ungewöhnlichen Geist. Seine Kleidung war nach polnischer Sitte lang und weit, in der Mitte mit dem kurzen Säbel am goldenen Gehenke gegürtet, die Aermel des Ueberkleides an den Schultern zurückgeschlagen, das Haupt halb umschoren und mit der polnischen Mütze bedeckt. Ihm folgten der Großfeldherr Jablonowsky, der Unterfeldherr Sceniaffsky, der Kronfähnrich Leszinsky, der Castellan von Willna, der General der Reiterei Lubomirsky und Andere. Achtungsvoll wich der Kreis vor dem Könige, der mit

einfacher Würde den Herzog von Lothringen und die übrigen Herren begrüßte, in einer kurzen feurigen Rede sie auf die Wichtigkeit des heutigen Tages, wo sie nicht bloß für ihren König und ihren Ruhm, sondern für Gott und die Christenheit zu kämpfen hätten, aufmerksam machte, und dann, von ihnen allen gefolgt, sich in die Kapelle auf dem Leopoldsberge begab, wo der, durch seinen frommen Wandel wie durch manchen prophetischen Blick in die Zukunft ehrwürdige Pater Marcus Avianus aus dem Kapuzinerorden die Messe las. Sobiesky selbst verrichtete die Dienste des Ministranten, und wohnte so in christlicher Demuth, Kron' und Würde vor dem in den Staub legend, von dem er sie erhalten, dem heiligen Meßopfer bei, und nach der Messe reichte ihm Bruder Marcus das heilige Abendmahl, das der König in Beiseyn der ganzen deutschen und polnischen Generalität mit tiefer Andacht empfing. Hierauf rief er seinen Sohn herbei, hieß ihn vor dem Altar niederkuieen, schlug ihn zum Ritter, und waffnete ihn mit eigener Hand.

So erhoben, gestärkt und geweiht durch fromme Gefühle verließ der König, und die übrigen Feldfürsten mit ihm, die Capelle, und jeder begab sich zu seinen Schaaren, den Geist des Muths und der Aufopferung für die Sache Gottes, den sie in der Capelle empfangen hatten, denselben mittheilend. Unter ihnen lag die Stadt, die Morgennebel und Rauchwolken bedeckten, zwischen welchen die Blitze des Geschützes sichtbar wurden, indeß ein schwacher Ostwind den dumpfen Donner der Bomben und Kanonen bis auf die Spitze der Berge trug, und die Befreier zur dringendsten Eile ermahnte.

Den linken Flügel bildeten sächsische und östreichische

Truppen unter dem Befehl des Herzogs von Lothringen. Im Mittelpunkt kommandirten der Fürst von Walkeck und der Churfürst von Baiern. Sobiesky mit seinen Polen war auf dem rechten Flügel, der sich an den Höhen bis gegen Dornbach hinzog. Fünf Kanonenschüsse gaben das Zeichen zum Angriff, und die Schaaren rückten über die Anhöhen hinab.

In des Großveziers Gezelt traten ungeduldig nun alle Bassen, und forderten Befehl zur Schlacht. Kara Mustapha wollte noch nichts davon hören, ihm lag die Stadt, und nur die Stadt im Sinn. Der Tartarchan stellte vor, daß man die Mannschaft aus den Approchen ziehen, und gegen den Feind führen solle. Jeder Augenblick brachte Nachricht von der Stärke, von der Eile des über das Gebirg von allen Seiten herabdringenden Entsatzes. Kara Mustapha, knirschend vor Wuth, warf sich zur Erde, zerraufte Haar und Bart, und wurde endlich doch vom Bassa von Diarbekir gezwungen, sich an die Spitze des Heeres zu setzen. So ergriff er denn die heilige Fahne des Propheten, übergab dem Osman Oglu Bassa den rechten Flügel, der gegen Nußdorf stand; der linke war unter dem Bassa von Peterwardein den Polen gegenüber bei Hernals aufgestellt; er selbst kommandirte im Centrum. Aber der Khiaja Bey mußte in den Laufgräben zurück bleiben, und ein furchtbares Feuer gegen die Stadt unterhalten, die bald so sehr in Rauch und Dampf gehüllt war, daß ihre Befreier sie von den Anhöhen kaum erkennen konnten, und die Bewohner noch in den letzten Augenblicken alle vorigen Besorgnisse und Aengsten verdoppelt ausstehen mußten.

Auf dem linken Flügel des christlichen Heeres entzündete sich der Kampf zuerst. Die Türken unter Osman

Oglu's Anführung machten den Oestreichern jeden Fußbreit Landes in den Weinhügeln um Grünzing und Sievring streitig. Nur langsam konnten diese sich des heimischen Bodens bemächtigen; aber sie drangen doch allmälig vor, und bis gegen Mittag waren sie endlich ganz in die Ebene herab gerückt. Auch der rechte Flügel hatte sich aus den Defileen bei Dornbach und aus den Schluchten der Gebirge heraus gemacht und in der Fläche aufgestellt. So stand nun die ganze christliche Armee in einem Halbkreis an dem Gebirge hin von Dornbach bis an den Strom, und nun begann die Schlacht von allen Seiten. Auf dem linken Flügel der Türken schien einen Augenblick der Kampf zweifelhaft. Ibrahim Bassa drängte die Polen zurück; aber Sobiesky, der mit eigener Hand einige Feinde erlegt und einen Roßschweif genommen hatte, warf sich mit Ungestüm auf ihn, indeß der Prinz von Lothringen in den rechten Flügel der Feinde hinter Döbling eindrang, die große Batterie bei diesem Orte stürmend eroberte, und unbekümmert um das Feuer, welches die Feinde in der Schanze, die noch ihren Namen trägt, aus zehn Kanonen unterhielten, bis Weinhaus und Währing vorrückte. Nun war der Sieg entschieden; die Türken wichen von allen Seiten von Dornbach über Hernals herein, und über jene Felder, auf denen jetzt ein Theil des Alsergrundes steht, brachen die Polen unter ihrem heldenmüthigen König hervor, und trieben den Feind vor sich in unordentliche Flucht. Sandor, der in dem Regimente seines Königs nicht weit von seiner Person focht, nahte kämpfend, und in die Reihen der Feinde dringend, der Stadt, die sein Liebstes einschloß, und die jetzt noch eine Dampfwolke seinen Blicken entzog, wenn er das Auge einen Moment von seinem blu-

tigen Werk abmüßigen, und auf die bedrohten Mauern richten wollte. Auf einmal ertönte, wie man in der Stadt das Vorrücken der christlichen Armee und ihren entscheidenden Sieg sah, eine Freudensalve aus allen Feuerschlünden von der Schotten- bis gegen die Kärtnerthor-Bastei. Bestürzt horchten die Türken in den Approchen auf; eine zweite Salve ließ sie an dem Siege und Jubel der Freude, und ihrem eignen Verderben nicht zweifeln. Sie flohen aus den Trancheen und Laufgräben; aber in dem Augenblick öffnete sich auch das Schottenthor, und herausstürmte ein Ausfall der kampflustigen Besatzung, die bei dem Glück der Ihrigen außerhalb der Mauern nicht mehr im Umkreis derselben zu halten war. Scalvinoni war an der Spitze. Sein ungestümes Bitten, sein jugendlicher Eifer hatten es endlich über Starhembergs besonnenen Ernst gewonnen, die Thore öffneten sich, und die muthige Schaar eilte hinaus in's lang entbehrte Freie, und fiel dem schon überall weichenden Feind mit siegender Kraft in die Seiten. Das Gefecht wurde nun vor und rückwärts allgemein. Jetzt hatten die Polen das Glacis erreicht. Der Großvezier pflanzte noch einmal die Fahne Mohameds vor seinem Zelte auf und ließ ausrufen, daß jeder ächte Muselmann sich bei derselben versammeln solle. Es geschah auch. Viele zerstreute Krieger sammelten sich um diesen heiligen Vereinigungspunkt, bald war ein beträchtlicher Haufe beisammen. Kara Mustapha ging auf dem Glacis der Stadt noch einmal seinen Feinden entgegen, aber von der linken Seite drangen die Polen unaufhaltsam vorwärts, während auf der rechten die Mannschaft des Ausfalls in seine Flanke fiel. Die Türken fochten mit dem Muthe der Verzweiflung; jeder Fußbreit Erde wurde mit

Blut erkauft. Nun hatten die Deutschen aus der Festung beinahe die Polen erreicht; nur noch ein kleiner Haufen Feinde, der wüthend Stand hielt, trennte die befreundeten Schaaren. Da glaubte Sandor — denn er war unter den Vordersten seines Heeres — unter den aus der Stadt Gedrungenen seinen Nebenbuhler zu erblicken. Ein aufwallendes Gefühl von Unwillen übermannte ihn; aber in dem Augenblick warfen auch die Türken, durch Scalvinoni's unausgesetztes Andringen erbittert, sich mit Uebermacht auf ihn. Er war umringt, von den Seinen getrennt, in der höchsten Gefahr. Sandor stürzte sich, ihn zu retten, in's dichteste Feindesgedränge. Erstaunt sah Scalvinoni einen Uhlanen-Offizier mitten unter die Feinde sprengen, und rechts und links hauend sich bis zu ihm Bahn machen. Sein schon gesunkner Muth belebte sich auf's neue, da er Beistand sah. Bald hatten ihn, so wie den Rittmeister, die Uebrigen ihrer Schaaren erreicht; vor ihrer vereinten Kraft wichen die Feinde, Scalvinoni war befreit, und jetzt erst erkannte er seinen Retter. Das Gedränge der Schlacht erlaubte ihm nicht seinen warmen Dank anders als mit einem flüchtigen Händedruck zu bezeigen; aber der Blick, mit dem er seinen Befreier ansah, sprach Alles aus, was in des Jünglings Seele vorging. Beide vereinigte Schaaren warfen sich zusammen auf den Feind, der von nun immer weichend, aber langsam sich gegen die Straßen der Vorstädte zog, als auf einmal Trompeten und Pauken links herüber vom Glacis schmetterten. Alles horchte hoch auf. Christen sowohl als Türken stutzten einige Augenblicke. Es war Prinz Ludwig von Baden, welcher an der Spitze der häuslerischen und würtembergischen Truppen bis an die Contrescarpe vor dem Schot-

tenthor drang, und den noch zurückgebliebenen Feind auch in den Approchen und Laufgräben angriff, und daraus vertrieb. Eine halbe Stunde ungefähr hielt sich der Großvezier mit dem Kern der Armee noch in St. Ulrich. Sobiesky vertrieb ihn nach einem hartnäckigen Gefecht auch von da, und gegen Abend, wie die Sonne am Himmel sank, war auch das Glück der Türken gesunken. Sie flohen ohne Aufenthalt, ohne Umwenden über den Wienerberg und nach allen Richtungen bis nach Ungarn. General Dünewald — denn auch er war ein Held dieses Tages — traf einen Trupp bei Enzersdorf, und trieb einen Theil desselben in den Strom *). Der Churfürst von Sachsen, der überhaupt mit seinen Schaaren bedeutend zu dem Siege mitgewirkt hatte, sah wie die Türken auf einer Donau-Insel wehrlose Christensclaven, die ihnen bei ihrer Flucht nur hinderlich gewesen seyn würden, niederhieben. Er sprengte in den Fluß, seine Leibgarde folgte ihm, und es gelang ihm, die Feinde theils zu verjagen, theils zu tödten, und so den unglücklichen Gefangenen, die ihm mit Thränen dankten, Leben und Freiheit zu erhalten *).

Während dies am Strom-Ufer geschah, hatten Sobiesky und seine Polen den Zeltpalast des Großveziers im Trautsohn'schen Garten mit allen seinen Schätzen, der geheimen Kanzlei, seinem Leibpferd, und seiner kostbaren Rüstung in ihre Macht bekommen. Er beschloß, diese Nacht darin zu schlafen. Auch war er, die Seinen und das ganze Heer von der Arbeit des Tages herzlich ermüdet. In dieser Ermüdung, in der einbrechenden Nacht, und in der ungeheuren Anstrengung der Mannschaft, die

*) Geschichtlich.

schon zwei Tage vorher durch forcirte Märsche ihre Kräfte zugesetzt hatte, lag auch die Ursache der Schonung, die der fliehende Feind erfuhr, und daß ihm nur von einem Theil der Truppen bis Fischamend nachgesetzt wurde. Der Herzog von Lothringen aber sandte noch spät Abends den Generaladjutanten Grafen Auersperg nach Dürrenstein, wo der Kaiser in seiner Annäherung gegen die Hauptstadt sich aufhielt, mit der erfreulichen Siegesnachricht.

So war denn nun das große Werk vollbracht mit des Herrn Hülfe an seinem Tage, die Noth der Christenheit geendet, Wien befreit und die Türken in die Flucht geschlagen. Die ganze Nacht hindurch unterhielten die christlichen Soldaten Freudenfeuer im türkischen Lager um die Stadt herum, und mit wie andern Gefühlen wurden diese Lichtpunkte von den beglückten Einwohnern der Stadt betrachtet, als die Nacht zuvor! Aber Starhembergs kluge Vorsicht erlaubte diesen noch nicht, die Ringmauern zu verlassen; erst mit Tagesanbruch durfte das geschehen, um aller möglichen Unordnung vorzubeugen. Jeder mußte seine Ungeduld zügeln, und diejenigen, welche, wie Katharine und Frau von Dünewald, wußten, daß das Theuerste, was sie besaßen, den ganzen Tag über in augenscheinlicher Gefahr gewesen war, trugen diese Verzögerung mit ängstlichem Gefühl, das von der Freude der Rettung nicht ganz überwogen wurde.

Endlich brach der Morgen des dreizehnten Septembers an. Bei seinem ersten Strahl eilte Alles, was konnte, hinaus in's verlaßne türkische Lager. Die Ungeduldigsten kletterten über die zerschossenen Basteien in die Stadtgräben hinab, Andere warteten, bis die Thore geöffnet wurden, und nun strömten die lang verschlossenen und schwer

geängsteten Haufen hinaus, um sich ihrer Rettung, ihrer Freiheit, und zugleich im türkischen Lager an der gebrochnen Macht ihrer Dränger zu erfreuen. Hier lagen unermeßliche Schätze an Vorräthen jeder Art, Lebensmittel, Waffen, Geräthschaften, Kostbarkeiten, Gold, Pferde und über fünfzehntausend Gezelte. Die Menge verstreute sich ringsum. Kaum wußten sie, was sie in der Fülle der daliegenden Habseligkeiten ergreifen, was sie wählen sollten, um das Beste und Nützlichste mit sich fort zu nehmen. Starhemberg begab sich mit seiner ganzen Generalität zum König von Polen, und dieser empfing den Helden der Vertheidigung als seinen Freund und Bruder, und schickte sich an, mit ihm und dem Herzog von Lothringen die Arbeiten der Feinde sowohl als was auf den Basteien zur Vertheidigung mit eben so viel Klugheit als Muth vorgekehrt worden war, zu besehen. Ein Stein zwischen dem Burg- und Schottenthor, in dem Walle eingemauert, zeigte der Nachwelt noch lange den Ort, wo der große Johann Sobiesky bei der Besichtigung der Mauern geruht; denn der Morgen war heiß, und die mildeste Herbstsonne verklärte den Tag der Erlösung *).

Neugier und Habsucht hatten am frühen Morgen viele Menschen über den beschwerlichen Weg der zerschossenen Basteien herabgeführt; liebende Ungeduld führte auf demselben Pfade einen Jüngling hinauf, dessen Blicke schon gestern mit Sehnsucht an den Thürmen der Stadt gehangen hatten, und der mit verhaltenem Grimm das Verbot des Commandirenden ertrug, das ihm so, wie jedem Andern, den Eingang in die Stadt verwehrt hatte. Sobiesky kannte Sandors Verhältnisse. Am frühen Morgen, als

*) Geschichtlich.

der König sich von dem Lager erhob, auf dem gestern noch der übermüthige Feind geruht hatte, ließ er den Rittmeister rufen, lobte seine Tapferkeit, mit der er gestern den Vortrab bis an die Stadt geführt, und einen Offizier der Besatzung gerettet hatte, und fragte ihn lächelnd, ob er nicht in die Stadt zu gehen wünsche? Sandor verbeugte sich, und erröthete ein wenig; doch schwieg er. Nun versuche dein Glück, mein Freund! sagte der gnädige Monarch: Ich sehe da von meinem Fenster, wie Viele den Weg heraus suchen; vielleicht gelingt es eben so gut hinein zu klettern. Von mir aus hast du die Erlaubniß.

O mein gnädiger König! rief Sandor, und seine Augen strahlten vor Freude: Darf ich also?

Du darfst. Geh' nur, und rechne auf mich, wenn du meines Namens bedarfst! setzte der König gütig hinzu. Sandor verneigte sich tief und eilte sogleich an den Graben. Mit einigen Sätzen war er hinunter, eilte schnell den gräßlichen Anblick der blutigen Leichen vorbei, die von dem gestrigen Gefechte noch daselbst liegen geblieben waren, und stieg nunmehr nicht ohne Beschwerde den zerschossenen und erschütterten Wall hinauf.

Nun hatte er die Bastei erreicht; er erstaunte über alle die Arbeiten, die hier zur Vertheidigung der Stadt durch Starhemberg angeordnet waren, diese Abschnitte, Verhacke, verbollwerkten Straßen u. s. w., welche genugsam sowohl von des Commandirenden Einsicht, als von seinem Entschluß, die Stadt bis auf's Aeußerste zu halten, zeugten. Mit einem leichten Satz sprang er über die Brustwehr in die Stadt selbst hinab, und eilte nun,

so schnell er konnte, durch die wohlbekannten Wege dem Hause zu, das Katharinen einschloß.

Katharine hatte mit ihren Hausgenossen die Angst und gespannte Erwartung des gestrigen Tages getheilt; sie und die Generalin hatten noch eine Unruhe mehr zu tragen, die für ein geliebtes Leben.

Wenn die Kanonen um den Wall donnerten, wenn das Feuer des kleinen Geschützes darein prasselte, wenn der Türken wildes Allahgeschrei die Luft zerriß, Staub- und Dampfwolken die Stadt und das Schlachtfeld verhüllten, ach was geschah vielleicht draußen! Welche Wunden wurden jetzt geschlagen, welcher Unglückliche sank vielleicht blutend, sterbend unter den Säbeln der Ungläubigen! Trotz der feindlichen Kugeln, die den ganzen Tag heftig auf alle Thürme und Dächer der Stadt geflogen waren, hatten die erwartungsvollen Herzen der Muthigen sich nicht von diesen gefährdeten Warten abhalten lassen. Man bestieg die Thürme, die Dächer der höhern Gebäude, man achtete keine Gefahr, um Augenzeuge der anrückenden Rettung zu seyn. Man sah am Morgen den ganzen Berg sich von Truppen regen, man sah sie allmählig herabrücken, man sah das Feuer, welches die Türken in den Hohlwegen und hinter den Weingärten von Nußdorf und Sievering, und aus den Kanonen der Schanze hinter Weinhaus unterhielten. Bald aber, zur unaussprechlichen Freude der Wiener, rückte dieses Feuer näher, die Blitze zuckten in minderer Entfernung durch den Dampf, und lauter hörte man das Getöse der Schlacht. Jetzt brachen linker Hand von Dornbach die tapfern Polen heraus; jetzt drängten sie den Feind von allen Seiten; bis Nachmittag war ringsumher auf den Feldern vom Gebirge bis an die Vorstädte

keine Schlacht mehr, nur dicht um die Mauern wüthete noch der Kampf. Jetzt gewahrte man den Ausfall, der aus dem Schottenthor in den Rücken der Feinde brach, und bald darauf die allgemeine Flucht.

Die Generalin hatte es nicht vermocht, das alles mit anzusehen. Es war nicht die Furcht für ihre Erhaltung, welche sie von jenem Standpunkte der Beobachtung entfernte; es war das Bewußtseyn, daß jede Kugel, die da draußen prasselte, jeder Säbelhieb, der im Gemenge fiel, den Gemahl, den Vater ihrer Kinder, entreißen konnte. Diese Möglichkeit verbitterte ihr den Anblick der Schlacht. Sie saß ernst schweigend in der Mutter Zimmer, Katharine neben ihr, oder sie knieeten beide unter den Schaaren, die gleich ihnen den ganzen Tag vor den Altären der Heiligen in der Kirche betend lagen, um den Segen und die Erhaltung der Ihrigen zu erflehen.

So war es endlich Abend, dunkel und stille geworden. Was geschehen war, war nun unwiederbringlich geschehen. Da schellte es draußen heftig. Die Frauen fuhren zusammen, der Bediente meldete einen Offizier vom Stadtkommando, der die Generalin zu sprechen wünschte. Wie Blei fiel eine schreckliche Ahnung auf ihre Glieder, sie erhob sich zitternd, und ging hinaus. Erstaunt erblickte sie den Adjutanten selbst. Baron Scalvinoni! rief sie: Was bringt ihr mir?

Nichts als Gutes, gnädige Frau! rief der Jüngling mit freudigem Blicke: Der Herr Graf lebt und befindet sich wohl; das kann ich euch im Voraus sagen. Ich habe die Ehre gehabt, ihn selbst von weitem an der Spitze seiner Leute bei der Rossau herein kommen zu sehen.

Gott sey Dank! rief die Generalin: Gott segne Euch,

Herr Hauptmann, für diese Botschaft! Ich werde Euch diese Aufmerksamkeit nie vergessen.

Er hat mich gesegnet, antwortete Scalvinoni mit anmuthigem Lächeln: Ich war vor drei Stunden in augenscheinlicher Todesgefahr. Ein seltsames Zusammentreffen rettete mich im letzten Augenblicke, und ich kann nun die Freude genießen, selbst der Ueberbringer noch einer zweiten sehr willkommenen Nachricht zu seyn.

Eine zweite Nachricht? fragte die Generalin verwundert: Und was wäre das?

Mein Retter aus jener Gefahr, der Mann, der, seines eignen Lebens nicht achtend, das meinige durch entschlossene Tapferkeit erhielt, ist diesem Hause nahe befreundet. Ich kann seiner Angehörigen die erfreuliche Versicherung bringen, daß er lebt, und daß ich hoffen darf, er werde mein Freund werden. Herr von Szalatinsky —

Szalatinsky? rief die Generalin.

Ja, es ist Herr von Szalatinsky, dem ich das Leben danke, sagte der Adjutant, und erzählte hiermit der Generalin den Hergang der Affaire des Nachmittags. Ihr wißt, die Ritter alter Zeit, fuhr er lächelnd fort, legten ihren Besiegten die Pflicht auf, sich ihren Damen zu Füßen zu legen. Besiegt bin ich, Gottlob, nicht durch Herrn von Szalatinsky's Waffen; aber sein Edelmuth legt mir die Pflicht auf, seinen Verwandten die angenehme Nachricht seines Wohlbefindens, und der Verbindlichkeit, die ich ihm habe, zu bringen.

Erstaunt, aber freundlich lächelnd sah die Generalin den Offizier an: Baron Scalvinoni! Ihr seyd ein achtungswerther Mann, und ich wiederhole meinen frommen Wunsch, daß euch Gott segnen möge! Sie reichte

ihm die Hand, die Scalvinoni ehrerbietig küßte; dann sagte er: Ich habe euch, gnädige Gräfin! schon in eurer Wohnung gesucht; denn ich hatte es nicht gewagt, mich der Frau von Volkersdorf, die ich nicht zu kennen die Ehre habe, und ihrer Tochter vorzustellen. Aber ich traf euch nicht, und man wies mich hierher.

Ist es euch gefällig herein zu treten? sagte Frau von Dünewald verbindlich: Ich werde euch meiner Mutter und meiner Freundin vorstellen, und sie werden sich freuen —

Verzeiht, gnädige Frau! Ich bin weder in dem Anzug, noch in der Fassung, mich vor Damen zu zeigen. Entschuldigt mich gütigst! Bringt Frau von Volkersdorf und Fräulein Katharinen meine Botschaft! Vielleicht kommt eine Zeit, wo ich ihnen in einer passendern Stimmung unter die Augen treten kann. Er verneigte sich bei diesen Worten. Die General'n glaubte eine Spur von bitterm Gefühl in seinen Zügen zu lesen. Sie dachte viel zu fein, um seine Lage nicht vollständig zu begreifen, und nachdem sie ihren Dank wiederholt hatte, schied er von ihr, und sie begab sich in's Zimmer zurück, wo sie Katharinen und ihre Mutter sogleich mit dem überrraschenden Inhalt ihres Besuchs bekannt machte, und die Freude, die sie belebte, auch in jene Herzen überströmte.

Nachdem die ersten Ausrufungen des Vergnügens über Szalatinsky's Erhaltung, und Scalvinoni's zartsinniges Betragen vorüber waren, stahl sich Katharine in ihr einsames Zimmer, und warf sich dort vor dem Bild der heiligen Jungfrau nieder, der sie so oft ihr Leiden geklagt, und der sie in ihrem Herzen eine Wallfahrt nach Mariazell gelobt hatte, wenn sie ihr den Freund erhalten,

und die Noth der Stadt enden würde. Nun lag sie in Thränen des Dankes, der Freude ergossen vor der Hochgebenedeiten, und strömte ihr heißes Gebet aus, und gelobte der Mutter der Schmerzen, daß sie, weil die Stadt und der Geliebte durch ihre Fürbitte erhalten worden, auch nun stille seyn, sich keinem Leide, das nur sie träfe, weigern, und alles, was die Schmerzenreiche über ihre Magd verhängen werde, geduldig auf sich nehmen wolle.

Gekräftigt, beruhigt durch dies Gelübde stand sie auf, und überließ sich dem Ausbruch kindlicher Freude über all das Gute, das Gottes unverdiente Gnade auf sie gehäuft, und verglich fast beschämt ihr glückliches Loos mit dem so mancher gebeugten Mitbürgerin oder Bekannten, die während der Belagerung und im gestrigen Gefecht theure Personen verloren, oder wenigstens für schwer Verletzte zu fürchten hatte. Am andern Morgen erwachte sie früh. Ihre eigene freudige Erwartung, und mehr noch das Geräusch auf der Straße, wo viele Menschen hin und wieder strömten, wie Jeden sein Wunsch auf eine der Basteien oder an eines der Thore führte, scheuchte den Schlummer von ihren Augen. Sie kleidete sich schnell und eilte an's Fenster, um zu sehn, was vorging. Wie sie die Straße hinaufblickte, glaubte sie den Federbusch eines Uhlanen an eben der Stelle über den Köpfen der Vorüberwandelnden nicken zu sehn, wo vor zwei Monaten der ihres Sandors aus ihren Augen entschwunden war. Ihr Herz schlug mächtig, der Federbusch bewegte sich näher. — Es war ein Uhlanen-Offizier — es war Sandor! Sie stieß einen lauten Schrei der Freude aus. So früh hatte sie ihn nicht vermuthet; denn sie hatte gehört, daß dem Entsatzesheer erst dann die Erlaubniß ertheilt werden

würde, in die Stadt zu kommen, wenn Sobiesky mit Starhemberg seinen Einzug gehalten haben würde. Gern wäre sie ihrem Freunde auf die Straße entgegengeeilt. Die Ueberlegung, daß sie im Angesicht der Menge ihn nicht nach ihrem Herzen bewillkommnen durfte, hielt sie zurück; doch winkte sie ihm, hinter den Gardinen des Fensters stehend, schüchtern zu. Und jetzt blickte auch er auf, er erkannte sie, Purpurröthe überzog sein freudestrahlendes Gesicht. So hübsch hatte er ihr nie geschienen, wie heut! Er verdoppelte seine Schritte, jetzt war er im Hause. Niemand wachte noch als sie; die Erschöpfung des gestrigen Tages hielt alle im Schlafe gefesselt. Katharine schlüpfte auf den Vorplatz, sie öffnete ihm die Hausthüre, sie lag in seinen Armen, und eine reine fromme Freude, ungestört von jedem trüben Rückblick, beseligte das endlich vereinte Paar. Was hatten sie sich nicht zu sagen, zu fragen, zu erzählen! Katharine zog ihn endlich in's Wohnzimmer. Da setzten sie sich zusammen und ihre Seelen ergoßen sich in süßen Gesprächen. Sandor mußte ihr von dem gestrigen heißen Tage erzählen, sie sagte ihm dafür, was sie nun ausgestanden, seit sie gewußt, daß er verwundet gewesen.

Du hast es gewußt? rief er: Wie kam das?

Katharine erzählte ihm nun, daß ein Zufall ihr zuerst sein Duell, und der Vorwitz einer ihrer Bekannten späterhin seine Verwundung bekannt gemacht habe. Du siehst, sagte sie, indem sie, ihn zärtlich anlächelnd, ihre beiden Hände auf seine Schultern legte: Ich bin immer in genauer Kenntniß von allem geblieben, was dich betrifft. Ich wußte auch schon gestern, daß du einem Offizier der Besatzung das Leben gerettet —

Das wußtest du? und schon gestern? fragte Sandor etwas finster.

Ja, schon gestern, etwa um acht Uhr Abends, antwortete sie.

Und von wem?

„Von Scalvinoni selbst.“

Er war bei dir? Er kömmt hier in's Haus? Du siehst ihn öfters? rief Sandor, und der Zorn der Eifersucht sprach sich in jeder Miene, wie im Ton seiner Stimme aus.

Sey nicht böse, lieber Sandor! antwortete Katharine mit herzlicher Freundlichkeit: Scalvinoni kommt nicht zu uns; ich habe, seit du fort bist, nur zweimal flüchtig am dritten Ort ein Paar Worte mit ihm gewechselt.

Aber du sagtest ja, daß er gestern —

Ganz recht! Er ließ die Dünewald hinausrufen, erwiederte sie, und theilte ihm nun alles mit, was ihr die Generalin gesagt hatte. Sandors Gesicht heiterte sich allmählig auf. Das ist brav von ihm, sagte er zuletzt: Er mag eitel und eingebildet seyn; aber als einen braven Soldaten und als einen guten Menschen habe ich ihn nun schon zweimal gefunden.

Und glaubst du denn, Sandor, begann Katharine wieder, daß die Oberstin oder meine Mutter einem Menschen, den ich als deinen Feind betrachten mußte, einem Menschen, der offenbar Lust zu haben schien, sich mir zu nähern, erlaubt haben würden, in unser Haus zu kommen? Glaubst du denn, daß er mir nicht eher verhaßt als angenehm war?

Du hast Recht, sagte Sandor, und bot ihr die Hand: Ich hätte mir auch jenen Zweifel nicht erlauben

sollen. Meine schöne, meine theure Katharine, meine geliebte Braut! Bei diesen Worten schlang er auf's neue die Arme um sie, sie aber wand sich mit einem Seufzer aus seiner Umschlingung, und rief: O mein Gott! Woran mahnst du mich!

An das, was ich hoffe, was mein Lebensglück bestimmt, und auch das de[illegible]e, ich weiß es.

Armer Sandor! antwortete Katharine: Laß uns den ersten schönen Augenblick des Wiedersehens nicht mit diesen Gedanken verbittern! Komm! laß uns zur Mutter gehn! Sie wird schon auf seyn, und sich sehr freuen dich zu sehen.

Sie gingen Hand in Hand in das Zimmer der Frau von Volkersdorf, die den geliebten Neffen mit mütterlicher Freude empfing, sich von ihm alles erzählen ließ, was seit ihrer Trennung mit ihm vorgegangen, und nicht ermangelte, gute Lehren über das Sündliche des Zweikampfes einzuschalten. Katharine saß neben ihm, ihre Hand in der seinen, sie hörte ihn erzählen, aber sie dachte nur das Glück, ihn wieder zu haben, und gab auf seinen Bericht von der Schlacht, und der Flucht der Türken, welchen seine Tante sehr umständlich forderte, nicht genau Acht. O wie glücklich wäre sie jetzt gewesen, wenn nicht der Gedanke an das Gelübde der Mutter ihren stillen Himmel getrübt hätte!

So lange Katharine über Sandors Leben in Ungewißheit schwebte, hatte sie jenen Punkt gar nicht mehr berührt. Ihr Entschluß war gefaßt. Warum sollte sie die Mutter mit vergeblichen Erörterungen belästigen? War Sandor todt, so verließ sie gern die Welt, um in einem frommen menschenfreundlichen Wirken einen Zweck und

Gehalt ihres Lebens zu finden. Aber seit Kolschützky ihr die Nachricht seines Wohlbefindens gebracht, seit sein Brief ihr von neuem die ganze Gluth seiner treuen Neigung gezeigt, und mit dem Entsatz der Stadt der Augenblick der Entscheidung herbei kam, erhoben Zweifel und Angst sich wieder in ihrer Brust. Sie versuchte es auf Umwegen die Mutter auszuforschen, und fand sie stets dieselbe. Ja das unglückliche Loos ihrer ältern Tochter, das Katharine durch Kolschützky erfahren, und davon ihrer Mutter, so viel diese wissen mußte, mitgetheilt hatte, schien auf den ängstlichen Charakter dieser Frau den allerungünstigsten Eindruck gemacht zu haben. Sie sah nichts als die Strafe des Himmels für das gebrochne Gelübde darin. Ihr Schwiegersohn ein Staatsverbrecher, im Kerker, des Verstandes beraubt, ihre Tochter zeitlich und vielleicht auch ewig elend! Wie konnte sich das Mißfallen Gottes an dem Raub der Himmelsbraut deutlicher ausdrücken? Tag und Nacht schwebte dem beängsteten Mutterherzen das Bild der geliebten, der unglückseligen Tochter vor. Ihre Verzagtheit ging so weit, daß sie anfing, sich zu kasteien, daß sie mit Disciplin und Cilicium für die Tochter büßen wollte, um nur einen Theil der Strafen, die Gott auf diese gelegt, von ihr zu nehmen, und besonders um sie von dem Fluch ewiger Verdammniß, welcher sie nach ihrer Mutter Meinung sicher treffen mußte, durch solche Opfer zu befreien. Bei dieser Stimmung durfte es Katharine kaum wagen, ihrer Hoffnungen zu erwähnen. Sie kannte die Mutter und sie zählte auf nichts, als auf das Zureden des frommen und weisen Bischofs Collonits, von dem allein sie einige Wirkung auf das bestürzte Gemüth der Mutter hoffte.

Jetzt, da Sandor da war, da das Längsterwartete zur Sprache kommen mußte, faßte die Furcht sie auf's neue, und der Anblick des Geliebten füllte sie mit Freude und Schmerz zugleich, und fesselte dadurch jede ihrer Empfindungen noch enger an ihn. Sie fand ihn in jeder Rücksicht so edel, so verständig, so liebevoll, daß das Glück, mit ihm zu leben, ihr im himmlischen Lichte erschien, und sie, wie mit ihren Blicken, so auch mit ihren Wünschen, mit ihrer ganzen Seele an ihm hing.

Noch saßen sie alle drei in inniger Liebe und Freude vereinigt, als man eine Ordonnanz meldete, welche den Herrn Rittmeister suchte und ihm zu wissen that, daß gegen zehn Uhr der Einzug des Königs von Polen mit dem Commandirenden Statt haben, und dann das Tedeum bei den Augustinern gehalten werden würde. Sandor sprang auf, er umarmte Mutter und Cousine, gürtete den Säbel um, und mußte lächeln, daß ihn der König so genau zu finden gewußt hatte, worüber Katharine hoch erröthete. Dann eilte er schnell fort, um sich bei seinem Könige an dem Platz, der ihm gehörte, einzufinden. Katharine aber beredete die Mutter, mit ihr zu den Augustinern zu gehen, und dem Gottesdienste beizuwohnen. Diesmal verstand sich die erfreute Matrone gern dazu, und sie warteten nur die Generalin ab, um mit ihr einen anständigen Platz zu bekommen.

Der Zug der Sieger ging beim Stubenthor herein *), weil die übrigen noch alle verrammelt und für Pferde unzugänglich waren, bei der Stephanskirche vorüber, durch die Kärntnerstraße und über den neuen Markt nach der Kirche der Augustiner. Vor dem König wurden als Sie-

*) Geschichtlich.

gestrophäen die türkischen Fahnen und Roßschweife getragen, und des Großveziers Leibroß geführt. An seiner Seite ritten Starhemberg, der Prinz von Polen, der Churfürst von Baiern, die übrigen deutschen und polnischen Generale ohne Beobachtung des Ranges, dann unter vielen deutschen und polnischen Offizieren Scalvinoni und Szalatinsky, die sich freundschaftlich begrüßten und nahe zusammen hielten. Das Volk strömte auf allen Seiten herbei, man suchte sich dem Könige, dem Helden des Tages, zu nähern, sein Pferd, seinen Säbel, sein Kleid zu berühren, um einst den Enkeln sagen zu können, daß man den großen Helden, den Christenretter, Johann Sobiesky, gesehn. Alles schrie, alles jubelte; ein freudiger Taumel hatte sich der ganzen, gestern noch so hartbedrängten, Stadt bemächtigt. Vor der Kirche saß Alles von den Pferden ab, und wie der König in selbe trat, regten sich seit langer Zeit wieder die Glocken auf allen Thürmen der Stadt, und die erste Bewegung ihrer Freiheit war dem Herrn des Himmels geweiht. Katharine hörte den frommen, so lang entbehrten Schall mit inniger Bewegung. Sie sah den König, den Commandirenden, die übrigen Großen, und endlich ihren Sandor an Scalvinoni's Seite durch die Menge, deren lauten Jubel nur die Heiligkeit des Orts in Schranken hielt, gegen die Lorettokapelle *) in der Mitte der Kirche zuschreiten, wo alle die ruhmgekrönten Kämpfer des gestrigen Tages sich ehrerbietig auf ihre Kniee niederließen, und als christliche Helden dem Allmächtigen die Erkenntniß ihrer Abhängigkeit, und den innigsten Dank für seine gnädige Hülfe zollten.

*) Diese Kapelle stand einst unterhalb des Presbyteriums fast mitten in der Kirche.

Nachdem das heilige Meßopfer geendigt war, trat Sobiesky an den Altar, und stimmte selbst das Tedeum an, das dann vom Chore herab mit Trompeten und Pauken beantwortet wurde, und in welches alle anwesenden Polen und Deutsche einstimmten. Hierauf bestieg der ehrwürdige Markus d'Aviano die Kanzel und predigte über den Text: Und es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes — und aller Augen wandten sich auf den Retter, den Helden des gestrigen und heutigen Tages *).

Während des Tedeums donnerten dreihundert Kanonenschüsse rings um den Wall und beruhigten die Bewohner der fernen Gegenden, welche aus dem gestrigen plötzlichen Verstummen des Geschützes auf die Eroberung der Hauptstadt durch den Feind geschlossen, und das Unglücklichste für sich selbst vorgesehn hatten.

Der König verließ die Kirche, und in der Aufwallung seiner schönen Freude umarmte er Jeden, der sich ihm näherte, und auch Sandor bekam einen herzlichen Gruß; dann ging's zur Tafel bei Starhemberg. Katharine eilte freudetrunken von allem dem, was sie gesehn und gehört, nach Hause, und als nach der Tafel Szalatinsky sich wieder bei ihr einfand, konnte durch die Jubel des heutigen Tages, und alles, was er ihr von dem edlen Sobiesky zu erzählen wußte, kein trüber Gedanke in ihrem Herzen aufkommen.

Während dies in der Stadt vorging, war ein großer Theil der Bewohner hinaus in's verlassene Türkenlager geeilt, um seine zurückgebliebenen Schätze und Gräuel zu schauen, um sich von den ersten zuzueignen, was nur jedes

*) Geschichtlich.

zu ergreifen und zu schleppen vermochte. Rings zerstreuten sich die begierigen Haufen, und mancher fand in dem, was ihm von der Beute zu Theil geworden, reichen Ersatz für den erlittenen Verlust an Haus oder Habe, und Entschädigung für die ausgestandene Angst.

Mitten unter diesen nach Gewinn und Gütern lüsternen Haufen erschien jetzt der fromme Bischof Collonits, von einigen seiner Geistlichen und von angesehenen wohlthätigen Gliedern der Bürgerschaft begleitet. Ihm hatten Kolschützky's Angaben einen ganz andern Schatz in dem Lager der Türken bekannt gemacht. Er suchte, und fand, und sammelte um sich gegen [illegible]unfhundert verwaiſete, verlaßne Christenkinder, die zwischen den Zelten ihrer grausamen Sieger herumliefen. Er ließ sie zu sich führen, nahm sich ihrer aller an, und führte die ganze Schaar, die sich um den liebevollen Vater der Armen drängte, als seine einzige aber kostbarste Beute in die Stadt zurück. Dort sorgte er für ihre Verpflegung und Erziehung, und erntete im Bewußtseyn, so viele Seelen erhalten, zum Heil, zur Rechtlichkeit und bürgerlichen Existenz geführt zu haben, den schönsten Lohn seiner That.

Abends bezog Sobiesky sein Lager bei Eberstorf; denn um die Stadt herum war die Luft durch so viele modernde Leichen von Menschen und Thieren verpestet. Am vierzehnten September langte Leopold I. auf dem Wasser zu Nußdorf an. Der König, die Churfürsten, der Herzog von Lothringen, Starhemberg u. s. w. ritten ihm entgegen, er zog in die Stadt ein, wo der Bischof Collonits das Hochamt und Tedeum in der Stephanskirche hielt, besprach sich mit seinen Feldfürsten, und verließ dann ebenfalls Wien wieder, um es, wenn alles im gehörigen Stand

seyn würde, wieder zu sehen. Sobiesky brach mit seinem Heere auf, den Türken nach Ungarn zu folgen *). Sandor begleitete ihn bis Gran; aber der König verbat sich mit freundlichem Lächeln seine weitern Dienste, und versprach ihm bald die Freiheit zu geben, seinem Kaiser und seinem Herzen zu gehorchen. Auch Frau von Volkersdorf äus= serte den Wunsch ihren gütigen Wirthinnen nicht länger überlästig zu seyn, und drang zugleich in sie, auf einige Zeit, bis die Stadt gereinigt und für die Gesundheit der Bewohner gesorgt seyn würde, ihren Aufenthalt auf Clamm zu nehmen. Das mußte Frau von Preysing als eine Reise, die ihre Kräfte und ihre Jahre nicht mehr gestatteten, ver= bitten; aber sie dankte der Freundin herzlich, und beschloß, in ihrem Hause auf der Wieden, das seiner Entlegenheit we= gen ziemlich geschont und von der Ansteckung der bösen Luft ferne war, mit ihrer Tochter einige Wochen zuzubringen.

Katharine war froh, ihre Mutter nach dem lieben vä= terlichen Schloß begleiten, und aus der trüben Nähe des Klosters zu den Himmelpfortnerinnen zu kommen, das sie nie ohne Angst erblickte. Sehr schmerzlich war ihr indessen der Abschied von Frau von Preysing und ihrer Tochter; aber diese letzte versprach, sie nächstens auf Clamm zu besuchen, und so ging denn die Abreise unter viel freundlicheren Aus= sichten vor sich, als vor drei bis vier Monaten die Fahrt von Clamm nach Wien angetreten worden war, besonders da Sandor sich vorgenommen hatte, sobald es seine Pflicht gestattete, zu Katharinen zu eilen.

Auf Schloß Clamm angelangt, vergingen einige Tage mit den ersten Einrichtungen in der langentbehrten Hei= math. Katharine hütete sich wohl, den gefürchteten Gegen=

*) Geschichtlich.

stand zu berühren; aber die Mutter ließ sie nicht lange in Ungewißheit. Wie das Geräusch der ersten Tage vorüber war, begann sie in einer einsamen Stunde das Gespräch über die Einkleidung Katharinens, als über ein ganz nahes Ereigniß, und diese sah mit Schrecken, daß in jenem Gemüthe nichts vergessen, nichts geändert worden war. So schonend als möglich, aber auch so bestimmt, als es nur einer Tochter ziemen wollte, erklärte sie ihren entschiedenen Widerwillen gegen das Kloster, und ihren, so wie Sandors Wunsch, nach dem Willen ihres Vaters vereinigt zu werden. Sie stellte der Mutter vor, daß sie sie auf ihr ganzes Leben unglücklich machen würde, sie weinte, sie bat; die Mutter weinte mit ihr — aber sie bestand fest auf ihrem Gedanken, mit dieser Tochter statt der andern das unerläßliche Opfer zu erfüllen.

Es gab nun viele und sehr schmerzliche Auftritte zwischen Mutter und Tochter. Diese wußte sich bald keinen Rath mehr, und schrieb in ihrer Angst an den Bischof, der ebenfalls in seinen Sprengel zurückgekehrt war. Collonits antwortete ihr sogleich — es war die Sprache eines liebevollen Vaters, und eines erleuchteten Dieners Gottes, welche in diesem Briefe herrschte — und versprach, nach Beendigung seiner dringendsten Geschäfte zu ihr zu kommen. Er tröstete, er beruhigte sie, und zweifelte nicht, durch sein Zureden ihre Mutter zur Aenderung ihres Entschlusses zu vermögen. Katharine faßte neuen Muth, und eben in dieser Zeit der erhöhten Zuversicht traf auch Sandor in Clamm ein, um, wie er hoffte, sich nie wieder von der Geliebten zu trennen.

Die Tante empfing ihn mit mütterlicher Freude; aber in den ersten Stunden ungestörten Beisammenseyns ent-

deckte ihm Katharine den Stand der Dinge. Szalatinsky schien es unmöglich, daß die Tante mit solcher Halsstarrigkeit einen Plan verfolgen sollte, der nur in der übergroßen Aengstlichkeit seinen Grund hatte, und dem sonst Vernunft, Mutterliebe und die Meinung der ganzen Welt widersprachen. Er nahm sich vor, mit der Tante zu reden. Er wollte sanft und schonend seyn, wie ihn Katharine gebeten; aber die Furcht, das geliebte Mädchen zu verlieren, und seine eigne Ansicht vom Klosterleben mischten sich unwillkührlich in die Gründe, welche er der Tante vortrug, und statt sie seinen Wünschen geneigter zu machen, verschüchterte er sie, und bewirkte nichts für seinen Zweck. Mächtiger aber als jene Vorstellungen, die sie weder fassen noch billigen konnte, sprachen des Jünglings trüber Blick, und die rührenden Bitten, mit denen er in sie drang, nicht sein ganzes Glück zu zerstören. Frau von Volkersdorf wurde ängstlich, bewegt, sie weinte um Sandor, wie sie mit Katharinen geweint hatte; aber das Klosterprojekt blieb wie es war.

Da kam ein Brief aus der Neustadt, und erstaunt erblickte Frau von Volkersdorf das bischöfliche Siegel und das des gräflichen Hauses von Collonits vereinigt auf demselben. Er war von dem Bischofe, der unter dem schmeichelhaften Vorwande, die liebe Pflegerin seiner Kranken, Fräulein von Volkersdorf, zu sehen, um die Erlaubniß ansuchte, auf seiner Visitationsreise, die er nach den Drangsalen des Krieges in seinem Sprengel nothwendig hielt, auf Clamm einsprechen zu dürfen. Frau v. Volkersdorf war ganz entzückt über diese Ehre; die jungen Leute sahen sich verstohlen lächelnd an, und ein neuer Hoffnungsstrahl ging in ihren Seelen auf.

Am dritten Tage erschien der Bischof. Zu Pferde, nur von einem seiner Geistlichen und einem Bedienten begleitet,

in apostolischer Einfalt zog der würdige Seelenhirt durch das Thal, und die kindliche Achtung, die fromme Zuversicht, mit der alles in den Dörfern und einzelnen Hütten dem geistlichen Vater entgegenlief, und dankbar den Segen, den er ihnen ertheilte, empfing, zeugten von dem Geiste, den er in seinen Untergebenen zu wecken und zu unterhalten wußte. Was nur das Schloß und die Umgegend von Bequemlichkeiten und Genüssen vermochte, hatte die gute Matrone herbeigeschafft, und sie und ihre Tochter bemüheten sich um die Wette, dem verehrten Mann den Aufenthalt in ihrem Hause so angenehm als möglich zu machen.

Mit eben so viel Würde als Klugheit wußte er bei einer schicklichen Veranlassung, als er sich mit der Frau von Volkersdorf allein befand, das Gespräch auf Katharinens Verbindung mit dem jungen Manne zu bringen, den er hier im Schlosse traf, und von dem das Gerücht ihm gesagt hatte, daß er von dem verstorbenen Herrn von Volkersdorf seiner Tochter zum Gemahl bestimmt worden sey.

Das war so, hochwürdigster Herr Bischof! erwiederte die Matrone mit niedergeschlagenem Tone — und ich freute mich dieser Verbindung, und daß der Sohn meiner Schwester, der treffliche junge Mensch, auch mein Sohn werden sollte. Der Himmel hat es aber anders beschlossen, setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

Wie so? fragte der Bischof. Und Frau von Volkersdorf erzählte nun mit der Schonung, die sie gern für die geliebte Tochter Ludmilla hatte, deren erste Bestimmung für's Kloster, den veränderten Entschluß, indem sie ohne Zustimmung ihrer Familie dem Grafen Zriny ihre Hand gereicht, und wie sie, die Mutter, es dann für ihre Pflicht gehalten habe, die jüngere Tochter an die Stelle der ältern treten zu lassen.

Der Bischof ließ sie vollenden, und fragte sie dann, ob Katharine Lust zum Kloster, oder einen Beruf in sich spüre?

Das mußte Frau von Volkersdorf verneinen; und nun begann der fromme Geistliche, ihr liebreich und weise alle Gründe darzulegen, die Vernunft und wahrhafte Gottesfurcht gegen einen solchen erzwungnen Schritt einwenden können. Er suchte ihre Mutterliebe gegen ihre zu weit getriebene Frömmigkeit zu erregen. Er that, was er konnte — aber er gelangte nicht an sein Ziel. Frau von Volkersdorf wußte allen seinen Gründen nichts anders entgegenzusetzen, als ihre Furcht vor ewiger Verdammniß, und die schon beginnende Strafe Gottes, welche sich in dem unseligen Schicksal ihrer ältesten Tochter offenbare.

Vergebens erklärte ihr der Bischof, daß Ludmillens Ungehorsam, und ihr Ergeben an eine heftige Leidenschaft schon allein hinreichten, den Unwillen des Himmels, und die natürlichen Folgen eines ungeregelten Betragens nach sich zu ziehen. Frau von Volkersdorf konnte das nicht fassen, und nach langen Erörterungen, nach mehreren erschütternden Auftritten war die verzagte Frau endlich dahin gekommen, über alles, was sie thun und glauben sollte, ungewiß zu werden — nur darüber nicht, daß sie und alle ihre Kinder ewig verdammt seyn würden, wenn das dem Himmel gemachte Gelübde nicht gehalten würde. Hiervon brachte kein Zureden, kein Ermahnen des Bischofs sie ab; es diente nur dazu, ihre Angst zu einer Art von Verzweiflung zu steigern, die sie in einen mitleidsvollen Zustand versetzte.

Der Bischof von Neustadt, nachdem er drei Tage in diesem vergeblichen Bestreben auf Schloß Clamm zugebracht hatte, verließ es endlich wieder, tiefbekümmert

um Katharinens und Sandors Schicksal, dem er bei dieser Stimmung der Mutter keinen guten Ausgang prophezeien konnte. Die Gemüthsbewegungen, welche seit mehr als einem Jahr durch Ludmillens Entweichung, durch die Schrecken der Belagerung und jetzt noch zuletzt durch Kummer und Gewissensangst die Matrone erschüttert hatten, zeigten nach des Bischofs Abreise ihre schädliche Einwirkung auf die Gesundheit derselben. Sie mußte sich legen, sie fühlte sich bald bedenklich krank. Sandor und Katharine wichen nicht von ihrem Lager. Der Arzt, den Sandor selbst aus Neustadt geholt hatte, fand die Krankheit für den Augenblick nicht eben lebensgefährlich, aber er erklärte, daß Ruhe und Erholung die unumgänglichsten Erfordernisse wären, um diesen ganz geschwächten Körper herzustellen, damit nicht aus dem augenblicklichen Uebel ein schleichendes werde. Katharine hörte diesen Ausspruch, und in ihm ihr Todesurtheil. Sie warf einen Blick, wie einer Sterbenden, auf Sandor, und verließ das Zimmer.

Von diesem Augenblick an arbeitete ein Entschluß in ihrem Innern, der ihr um so schmerzlichere Kämpfe kostete, als sie fest entschlossen war, bis sie nicht in sich selbst klar und gefaßt seyn würde, weder vor der Mutter noch vor dem Geliebten etwas davon kund werden zu lassen. In dieser Absicht vermied sie, so viel sie konnte, mit Sandor allein zu seyn. Sie entzog sich seinen Gesprächen, den Beweisen seiner Zärtlichkeit, und litt doppelt, wenn sie sah, daß der treue Freund, dem es Bedürfniß war, ihr jeden seiner Gedanken und jedes Gefühl mitzutheilen, diese Entfernung mit immer steigendem Unmuth trug. Nur die Einsamkeit ihres Zimmers vor dem Bilde der Mutter Gottes, oder das Oratorium der Schloßkapelle waren Zeu-

ten ihres Kampfes. Dorthin floh sie, wenn sie Sandor am Bette der Mutter ihr düster gegenüber sitzen und zuweilen einen Blick voll Schmerz und Vorwurf auf sie richten sah, wenn sie seine Liebe und Aufmerksamkeit für sie und seine kindliche Anhänglichkeit an ihre Mutter erkannte, und ihm nicht helfen konnte. Durfte sie die Qual ihrer Mutter ungerührt sehen? Konnte sie den Gedanken ertragen, daß diese Angst vielleicht das Leben derselben gefährden und ihr einst die Ruhe im Sterben rauben könnte?

Nein! Das Opfer mußte gebracht, das Herz der Mutter, der sie Leben, Pflege, Erziehung dankte, beruhigt werden! Was dann aus ihr selbst werden sollte, würde Gott wissen und lenken! Ihr blieb kein anderer Ausweg. Es war auch nicht der eigne Schmerz, der sie so tief beugte; es war der Kummer des Geliebten, seine zerstörten Hoffnungen. Nach und nach arbeiteten sich diese Gedanken aus ihrer Brust empor. Sie betete, sie fühlte die Erhörung in stiller Ruhe sich in ihr zerrissenes Gemüth senken, und die wunden Stellen desselben mit überirdischem Trost lindernd berühren. Eines Abends, als die Mutter sich etwas leidlicher fühlte, und die Anwesenheit einer alten Bekannten auf Schloß Clamm für ein Paar Tage ihr die Freiheit gewährte, sich auf eine längere Zeit aus dem Krankenzimmer entfernen zu dürfen, faßte sie ihr Herz mit Kraft zusammen, suchte Sandor auf, der auf dem Walle der Burg in trüben Gedanken auf und ab wandelte, und schlug ihm einen Gang im Garten vor, um, wie sie sagte, Luft zu schöpfen, was ihr schon seit fünf bis sechs Tagen nicht möglich gewesen sey. Freudig nahm Sandor dies Anerbieten an, und sie gingen.

Der Garten war klein, wie es eben der Raum auf dem

Felsenrücken, auf dem das Schloß lag, gestattete. Der Großvater Katharinens, der in Niederland und Holland gewesen war, und dort Liebe zur Gärtnerei gelernt hatte, hatte mit beträchtlichen Kosten den Grund hier ebnen, dort die Ungleichheiten ausfüllen, die sonnigen Plätze an den Felsenwänden klüglich benützen, und so einen kleinen aber sehr niedlich und wohlgepflanzten Garten anlegen lassen, an welchem er viele Freude fand, und der auch noch unter Katharinens Vater, und fortan, zwar nicht mehr mit demselben Kostenaufwand, aber doch anständig unterhalten wurde. Hierher führte Katharine den Freund. Es war gegen Abend; die Sonne des heitern Herbsttages war bereits hinter den Gebirgen hinabgesunken. Nur einige blaßröthliche Wolken segelten noch vor einem leichten Abendwind durch den dämmernden Himmel. Auf der andern Seite erhob sich die Mondessichel über den östlichen Tannenwald, mischte ihren wachsenden Schimmer mit dem letzten Schein des sinkenden Tages, und breitete ein magisches Licht über die Gegend. Feierliche Stille schien über derselben zu schweben, recht geeignet zu der feierlichen Erklärung, die Katharine sich vorgesetzt hatte, ihrem Freunde in dieser Stunde zu geben. Sie wandelten durch den stillen Garten; von fern rauschte im Thale der Bach, und zu ihren Füßen das welkende Laub, das der Herbst auf den Boden gestreut hatte, und das ihnen durch die halbentblätterten Aeste einen freien Blick in den klaren Himmel vergönnte. Rings um sie flüsterte der Abendwind im leichtfallenden Laub, und wiegte die Häupter der Astern, die im bunten Farbenspiel auf den wohlgepflegten Beeten prangten. Alles mahnte an den Abschied der herrlichen Freuden, an die nahe Grabesstille des Winters. Sandors

Stimmung war in vollem Einklang mit der Natur, er hatte Katharinens Hand gefaßt, schaute um sich her, und sagte: Wie alles schon so herbstlich aussieht, so still und so traurig, Katharine! — Was wird noch aus uns werden? Er war stehn geblieben, sah ihr mit ernstem Blicke in's Auge und seufzte aus tiefer Brust.

Katharine schauderte innerlich. Der Moment der Erklärung war gekommen. Sandor selbst hatte sie mit dieser Frage eingeleitet, sie hatte es gewünscht, und jetzt zitterte sie davor.

Ach, das weiß Gott im Himmel! antwortete sie: Ich habe den Muth nicht mehr, glücklich werden zu wollen, wenn es nur auf Kosten der Gemüthsruhe meiner Mutter ist —

Was sagst du? rief Sandor, und ließ ihre Hand fahren, indem er erblassend zurücktrat.

Höre mich, Sandor, aber sieh mich nicht so starr, so wild an! Ach glaubst du denn nicht, daß es mich genug gekostet hat? Aber ich fürchte, es ist meine Schuldigkeit. Ich kann — ich darf nicht die Deinige werden. Sie sagte das letzte kaum hörbar, und schluckte die bittern Tropfen hinunter, die aus ihren abgewandten Augen über die blassen Wangen und Lippen rannen.

Katharine! rief Sandor: Du bist es, die das sagt! Kannst du mich denn lassen?

Katharine lehnte sich an seine Brust, und weinte unaufhaltsam.

Nein! rief er: Nein! Du liebst mich nicht.

Sie erhob die Augen, und sah ihn durch Thränen an, ohne etwas sagen zu können.

Oder nicht, wie ich dich liebe, sagte er: Ich kann nicht leben ohne dich, und es ist mir ganz undenkbar, wie sich ohne dich meine Zukunft gestalten soll.

Und glaubst du denn, daß es für mich noch eine Zukunft geben kann, wenn ich erst einmal das entsetzliche Gelübde werde ausgesprochen haben? fragte sie.

Du wolltest also? rief er mit bebenden Lippen, tödtlich erschrocken: Du wolltest wirklich —

Thun, was ich nicht lassen kann, erwiederte sie — der Mutter Ruhe im Leben, Trost im Tode, und ihre Gesundheit wieder geben. Ich bin ja ihr Kind — es ist ja meine Pflicht —

Und ich? fragte Sandor dumpf.

Lieber Sandor! sagte Katharine, indem sie den Arm um seinen Nacken schlang und ihm zuversichtlicher in die Augen blickte: Du bist Mann, Soldat, Gutsherr. Dich ehren deine Landsleute, dir ist der große Polenkönig gut. Dir kann es nicht an einem nützlichen und ehrenvollen Wirkungskreis für deine Kräfte fehlen. Die Welt hat ihre Ansprüche an dich, diese bieten dir Beschäftigung, Zerstreuung.

Sandor schüttelte den Kopf. Sprich mir nicht also! sagte er: Mit zerrissenem Gemüth, mit gelähmter Kraft führt man nichts aus. Du brichst mein innerstes Leben, wenn du dich mir entziehst. Aber du kannst noch an Leben und Wirken denken, wenn du von mir geschieden bist. Du liebst mich nicht!

Katharine schwieg. Sie wollte lieber seinen Vorwurf tragen, als ihn die Schmerzen sehen lassen, welche ihre Brust zerfleischten. — Ob ich dich liebe, und wie sehr, begann sie nach einer Weile, das ist Gott bekannt. Ich kann es nicht sagen. Ich muß es dulden, wenn du mich kalt, wenn du mich untreu glaubst. Nur das weiß ich, daß ich die Mutter nicht mehr kann leiden sehn, nachdem ich weiß, es steht in meiner Macht, ihr zu helfen.

Und gegen mich hast du keine Verpflichtung? rief Szalatinsky: Ob ich zu Grunde gehe —

Das wirst du nicht, Sandor! Ich kenne dich. Du bist stark, du bist fromm, und du hast einen heiligen Begriff von dem, was der Mensch sich selbst und seinen Nebenmenschen schuldig ist. Sandor! Wir müssen unsere Pflicht erfüllen; glücklich aber? — ja, glücklich müssen wir nicht seyn. Sie schwieg wieder, und sah zu Boden. Szalatinsky stand stumm neben ihr. —

Und was soll denn also werden? Du willst in's Kloster gehen? fragte er dumpf.

Nicht so eigentlich. Ich will mit der Mutter unterhandeln. Ich will — ich werde" — Sie hielt inne, sie zitterte, ihre Zähne schlugen aneinander, indem sie das entsetzliche Wort aussprechen wollte. Ach Gott! rief sie: Ich kann nicht! Sie warf sich an Sandors Brust und weinte.

Sandor drückte sie heftig an sich. Was kannst du nicht, mein süßes Kind? sagte er nach einer Pause.

Ich muß doch können! rief sie, und richtete sich matt aus seinen Armen auf: Ich muß doch können dir entsagen.

Katharine! rief Sandor wild —

Unterbrich mich nicht! Das, was ich sagen muß, kostet mich so viel! — Ich will nicht heirathen, aber ich will auch keine Nonne werden, wie die Mutter es meint. Soeur grise will ich werden, die Kranken pflegen, die Unglücklichen trösten, mit den Betrübten weinen, meine Kräfte anstrengen, meine Gesundheit opfern, und vielleicht, vielleicht um so eher sterben." Sie sagte das, indem ihr Haupt müde an Sandors Brust sank, und sie zitternd und todtenblaß in seinen Armen liegen blieb.

O Gott! rief er: Ich glaube, du stirbst jetzt schon. Erhole dich, Katharine! mein theures Mädchen!

Das wäre ein Glück! sagte sie, und schlug das weinende Aug' sehnsüchtig zum Himmel: Doch nein, das wäre zu schön! Das darf ich nicht hoffen!

Sandor hielt sie weinend umarmt. Jetzt in diesem Augenblick, wo er sich von ihr losreißen sollte, fühlte er den ganzen Werth dieses Herzens. Auch gab er so schnell nicht nach. Als sie sich ein wenig erholt hatte, führte er sie schonend in's Schloß zurück; aber den Gedanken, ihr zu entsagen, konnte er noch nicht fassen. Es bedurfte mehrere Tage, mehrere Unterredungen wie diese letzte, um endlich die Ueberzeugung in ihm klar werden zu lassen, daß Katharine nicht anders handeln könne, daß ihrer Mutter Leben oder wenigstens deren Gemüthsruhe auf dem Spiele stehe, und daß, wenn dieser Punkt nicht befriedigend für Katharinens Bewußtseyn entschieden würde, sie selbst an seiner Seite niemals glücklich werden könne. Als endlich auch ihm diese Ansicht bekannter, und einleuchtend wurde, da galt es noch in seiner Seele einen schweren Kampf, um für sein ganzes Leben von dem Glücke und dem Werth desselben zu scheiden, den sein treues Herz nur in dem Besitz des von Kindheit an geliebten Weibes fand. Auch war es ihm schlechterdings unmöglich, jeder Hoffnung so ganz und gar zu entsagen. Er sann und sann, und endlich entwickelte sich der Gedanke in ihm, nach Rom zu gehn, und vom Papst selbst die Entbindung jenes unseligen Gelübdes für seine Tante nachzusuchen. Aber er verschwieg ihn Katharinen, um im Falle des Nichtgelingens keine vergebliche Hoffnung in ihrer Brust zu erwecken, die ihren Schmerz jetzt mit so viel Ergebung trug.

Als er dies bei sich beschlossen, sprach er mit Katharinen zum letztenmal noch über ihren Vorsatz. Er fand ihn unwiderruflich, und so widersetzte er sich ihrem Vorhaben nicht mehr, mit der Mutter zu sprechen. Katharine dankte ihm mit bebenden Lippen für seine Einwilligung. — Nun war das Opfer vollendet, und sie auf ewig von dem Gespielen der Kindheit geschieden. Noch einen Tag verschob sie die allzuschmerzliche Erklärung; so lange gehörte sie noch ihrem Sandor, und es that ihr so wohl, dies noch denken zu können. Am Morgen verrichtete sie ihre Beichte bei dem Schloßkaplan, dem Nachfolger Pater Isidors, der ihm freilich weder an Geist noch an Strenge glich, empfing das Abendmahl — denn sie betrachtete sich als eine Sterbende — und ging sodann zur Mutter, ihr ihren Entschluß anzukünden.

Frau von Volkersdorf hatte heut einen leidlichen Tag; sie empfing Katharinen freundlich und bemerkte mit Bestürzung, wie übel diese aussah. Katharine aber, ohne auf dies zu antworten, hieß die Kammerfrau hinausgehn, knieete am Bette der Mutter nieder, bat sie um Verzeihung, daß ihre Weigerung, den Willen derselben zu erfüllen, dieser schon so lange so viel Kummer gemacht, und erklärte sich nun bereit, dies Opfer zu bringen, nur mit der einzigen Bedingung, daß sie keine förmliche Klosterfrau werde, sondern unter Angelobung der drei geistlichen Gelübde, Armuth, Keuschheit und Gehorsam für ihr ganzes Leben in den Orden der Soeurs grises treten dürfe. Frau von Volkersdorf wußte in ihrem freudigen Schrecken kaum, ob sie auch recht gehört habe. So sollte es denn geschehen, wornach ihre zagende Seele so lange gerungen und gestrebt hatte! Eines ihrer Kinder war dem Himmel

geweiht, und der Fluch von ihrem Haupte genommen! Mit hoch emporgehobnen gefalteten Händen, mit zitternder Stimme dankte sie Gott für diese unverhoffte Gnade, und wendete sich dann zu dem gehorsamen Kinde, um segnend die Hand auf ihr Haupt zu legen. Erschrocken sah sie diese ohnmächtig umsinken, sie schellte, sie rief; die Zofen eilten herbei, man brachte Katharinen auf einen Sitz. Sie erholte sich wieder; aber dieser Unfall zeigte jedem, nur der beglückten Mutter nicht, daß des Mädchens Herz gebrochen sey. Frau von Volkersdorf war so selig in der Erfüllung ihres Wunsches, so überzeugt, daß der Entschluß zum geistlichen Stande Gesundheit und Glück für Leib und Seele mit sich bringen müsse, daß sie in froher Täuschung Katharinens übles Aussehn, und alles, was Befremdendes in ihr erschienen war, den Folgen des Krankenwartens und des steten Verweilens in eingeschlossener Luft zuschrieb. Sie selbst fühlte auf der Stelle, oder glaubte wenigstens eine auffallende Besserung ihres Zustandes zu fühlen; es war ihr ein Beweis von dem Segen des Himmels, der diesem verdienstlichen Opfer folgte, und nichts störte ihre herzliche Freude, als der Gedanke, daß es doch weit besser gewesen wäre, wenn Katharine bei dem ersten Vorsatz geblieben und Chorfrau bei den Canonissinnen zur Himmelpforte geworden wäre, da das Leben einer solchen Soeur grise, die außer dem Bezirke ihres Klosters sich aufhalten und mit weltlichen Leuten Umgang pflegen durfte, ihr nicht so recht klostermäßig schien. Sie schwieg indessen davon, und gab in ihrem Herzen die Hoffnung nicht auf, da sie schon so vieles erhalten, Katharinen auch zu dieser, wie sie meinte, unbedeutenden Abänderung zu bewegen.

Katharine erbat sich's, nicht bei Tische erscheinen zu dürfen, wo sie mit Sandor und dem Geistlichen, seit ihre Mutter krank war, allein zu speisen pflegte. Heut, an diesem Tage, hätte sie es nicht ausgehalten. Gegen Abend trat Sandor in der Tante Zimmer, um Abschied zu nehmen. Er wollte noch heute fort nach Wien. Wohin dann? sagte er nicht, er ließ die Tante glauben, daß er auf seine Güter gehe. Sie verwunderte sich im ersten Augenblick; indessen hatte sie in der letzten Zeit doch einige tiefere Blicke in das Herz der jungen Leute gethan, und sie begriff, daß Sandor unter den jetzigen Umständen nicht wohl mehr in Katharinens Nähe bleiben konnte. Doch that ihr sein Verlust herzlich leid. Sie entließ ihn mit Segenswünschen und Thränen. Sein Abschied von Katharinen war tief erschütternd. Sie trennte sich mit der Vorstellung von ihm, daß sie auf ewig geschieden sey, daß sie ihn lange, vielleicht nie wieder sehen würde. Er dachte an das, was er vorhatte, aber er sagte es ihr nicht; nur beschwor er sie bei allem, was ihr heilig war, mit dem unwiderruflichen Gelübde nicht zu eilen, und es durchaus nicht eher abzulegen, bis sie Nachrichten von ihm habe. Das gelobte sie ihm, und nun schieden sie unter Thränen und Klagen, und alles, was Katharine hoffte, war, den geliebten Freund noch einmal zu sehn, ehe sie ihren neuen Beruf antrat. Szalatinsky sagte ihr auch, daß er zuerst nach Ferrona zum Oheim und dann über Wien nach Warschau gehen wollte; er gab ihr Adressen, wenn sie ihm vielleicht etwas zu melden haben sollte, und so riß er sich zuletzt aus ihren Armen, warf sich auf's Pferd und eilte nach Ferrona, um mit dem Oheim Rücksprache über den Schritt zu nehmen, den er zur Rettung seines Glückes zu versuchen entschlossen war.

Katharine versank in düstern Trübsinn, so wie Sandor das Schloß verlassen hatte. Wer sie früher gesehn, würde sie kaum mehr erkannt haben, eine solche Veränderung war mit ihrem Innern und Aeußern vorgegangen, und in eben dem Maaße, in welchem Frau von Volkersdorf sich von ihrer Krankheit erholte, aufzustehn, ihren Geschäften obzuliegen anfing, und täglich an Wohlseyn und Heiterkeit zunahm, in eben dem Maaße nahm Katharinens Gestalt ab. Sie schien nur noch der Schatten des blühenden Mädchens, das sie bei ihrer Ankunft auf Clamm gewesen war. Jedermann bemerkte das, nur Frau von Volkersdorf wollte es nicht sehen, oder schrieb, wenn man sie darauf aufmerksam machte, diese Veränderung den in Wien ausgestandenen Trübsalen und dem Abschied des Jugendgespielen zu. Sie zweifelte nicht, daß die Zeit wohlthätig wirken, und wenn nur erst noch einige Wochen vergangen seyn würden, Katharinens Frohsinn und ihre Blüthe wiederkehren müßten. Aber Tag an Tag verging, und diese Besserung trat nicht ein. Schon war alles Laub von den Bäumen gefallen, der Herbst fing an dem Winter Platz zu machen, Nebel umflorten den Anfang wie das Ende jedes kürzeren Tages, und verschleierten oft den ganzen Lauf der Sonne. Diese düstere Ansicht der Natur stimmte zu Katharinens Seelenzustand, sie war wie der Herbst düster, finster, freuden- und blüthenlos.

Die Mutter bewies ihr sehr viel Güte und suchte auf allerlei Weise ihr Vergnügen zu machen. Katharine erkannte das, sie war freundlich, sie erlaubte sich keine Laune, aber aus ihrem blassen Gesichte, aus den fast immer verweinten Augen sprach der unheilbare Gram, der in ihrem Innern herrschte. Dazu kam noch, daß die Mutter, in ihrem Eifer jedes Gefühl ihres Kindes mißkennend, seit

Sandor entfernt war, erst versteckt, dann ganz offen in sie drang, ihren Vorsatz, Soeur grise zu werden, aufzugeben, und doch lieber als eine rechte Chorfrau in ein ganz geschlossenes Kloster zu treten. Das könnte ihr ja einerlei seyn, meinte sie, und da Katharine, innerlich durch dieses Zumuthen auf's tiefste verwundet, doch mit stillem Ernst auf ihrem Ausspruch blieb, wußte die Mutter, die ihr Gelübde auf diese Art nicht vollständig erfüllt glaubte, sich keinen andern Ausweg, als die Ankunft Pater Isidors zu erwarten, die er ihr für den Anfang des Winters sicher verheißen hatte, und dann bei diesem Manne, der seinen Aussprüchen bei ihr längst die höchste Gültigkeit zu verschaffen gewußt hatte, Rath und Hülfe zu suchen.

Noch einige Tage vergingen so. Katharine saß am Fenster ihres Zimmers und schaute in die herbstliche Landschaft hinaus, und dachte des Geliebten wie gewöhnlich, wenn sie allein war. Da sah sie einen Mann zu Pferde langsam den Schloßberg heraufreiten, einen Reitknecht in anständiger Livree hinter ihm, der den Mantelsack des Reisenden vor sich aufgeschnallt hatte. Mein Gott! rief sie und sprang erschrocken vom Stuhl auf. Es war Pater Isidor!

So war denn nun noch eine Qual zu ihren vorigen gefügt. Sie kannte den unerbittlichen strengen Mann, seine Macht über den Geist ihrer Mutter, und sie konnte im Voraus berechnen, welche Stürme ihr nun bevorstanden. Zitternd vor innerer Erschöpfung sank sie an dem kleinen Altärchen in ihrem Zimmer, wo unter einem geschnitzten Bild der Zellenmuttergottes ein schön gearbeitetes Crucifix, das ihr Sandor geschenkt, stand, und noch einige fromme Bilder hingen, auf den Betschämel nieder, und schüttete ihr tiefbekümmertes Herz vor der Gottge-

benedeiten aus. Ach, rief sie, du hörst dein verlassenes Kind, Mutter der Gnaden! Du weißt, wie es einem zerrissenen Herzen zu Muth ist, du, durch deren Brust sieben Schwerter gedrungen sind! O erbarme dich meiner, erbarme dich meines Sandors! — Sie blieb mit dem Gesicht auf den Händen in unaussprechlichem Schmerz liegen, indessen heiße Seufzer aus ihrem Innern zu Gott empor stiegen.

Auf einmal ertönte hinter ihr die Stimme der Kammerfrau. Fräulein Katharine sollte schnell hinüber zur gnädigen Frau kommen. Was konnte sie erwarten? Sie wußte, wer da war, und was wahrscheinlicher Weise über sie beschlossen werde. Aber sie nahm sich vor, mit Gottes Hülfe fest und unbeugsam bei ihrem Entschlusse zu bleiben und es auf's Aeußerste ankommen zu lassen. Die Kammerfrau folgte ihr, und sagte ihr im Hinübergehn, Pater Isidor müsse der gnädigen Frau ganz besondere, und traurige Nachrichten gebracht haben, indem sie ganz in Thränen zerflossen und einer Ohnmacht nahe gewesen sey, so daß der Geistliche in's Frauen-Zimmer nach Hülfe rufen und man sie laben mußte.

Katharine antwortete nichts; der bittere Gedanke, wie wenig Segen Pater Isidors Erscheinung ihrem Hause von jeher gebracht habe, drängte sich ihr auf. Sie eilte schnell über die Gänge und trat in der Mutter Zimmer, die sie erschöpft, blaß fand, aber aus deren bewegten Zügen eine leuchtende Freude strahlte. Schon bei ihrem Eintritt rief sie Katharinen entgegen: Sie ist da! Ich habe sie wieder!

Wer? fragte Katharine erstaunt.

Deine Schwester! mein Kind! mein geliebtes, verlornes, wiedergefundnes Kind!

Ludmilla? rief Katharine, ebenfalls hocherfreut: Ach,

wo ist sie? Wo? Sie wollte aus dem Zimmer, der Schwester entgegen.

Gräfin Zrinyi ist noch in der Neustadt, erwiederte der Geistliche: Ich bin vorausgegangen, die gnädige Frau auf den Empfang derselben vorzubereiten.

Mein armes Kind! rief Frau von Volkersdorf: Sie ist Wittwe, ihr Mann ist todt! *)

Todt! wiederholte Katharine. — Sie mußte sich setzen, so hatte die Erschütterung auf sie gewirkt.

Ihr scheint auch nicht wohl zu seyn, Fräulein Katharine? sagte Pater Isidor: Euer Aussehen zeigt es.

Nicht doch, erwiederte die Mutter, sie ist nicht krank.

Ich bin nicht krank, sagte Katharine: Nur erschrocken.— Zrinyi ist todt! – Und wie nimmt das meine arme Schwester?

Wie sie soll, erwiederte Pater Isidor: Als Strafe und als Belohnung des Himmels.

Beides zugleich? fragte Katharine mit bitterm Gefühl.

Ja, beides zugleich — Strafe für ihren Ungehorsam an der Kirche und an der Mutter, Belohnung, weil des Grafen langes Leiden seine Auflösung erwünscht machte, antwortete Pater Isidor.

O armer Zrinyi! rief Katharine, und ihre Thränen flossen häufig: Er hat also so viel ausgestanden?

Er litt lange Zeit, es war eine zehrende Krankheit, antwortete der Geistliche, und eure Frau Schwester litt noch mehr durch seinen Anblick. Ihr wißt vielleicht nicht —

Ich weiß, sagte Katharine: Sein Verstand —

Ach Gott! rief die Mutter: Er war verrückt, wir wissen es.

---

*) Graf Zrinyi starb mehrere Jahre später auf der Festung, die sein Gefängniß gewesen war, im Zustand der Geistesverwirrung. Für die Geschichte dieser Blätter ist sein Todesjahr gleichgültig.

Gott hat an diesem Manne die Hülflosigkeit der menschlichen Vernunft und die Folgen des Hochmuths in einem abschreckenden Beispiel gezeigt, sagte Pater Isidor: Er erntete, was er gesäet im Unglauben, im Stolz und Empörung —

Er ist todt! erwiederte Katharine, indem sie die Hände wie bittend zu dem Geistlichen aufhob: Er hat gebüßt, der Unglückliche! Ach wie glücklich und wie beglückend hätte ein Mensch von seinen Gaben für sich und die Seinigen werden können! Sie wandte sich ab an's Fenster, und mochte nicht mehr zuhören, wie streng Pater Isidor den Verblichenen richtete, wie er ihrer Mutter jede seiner Schwächen und Fehler aufzählte. Endlich ward es ihr zu viel. Sie wendete sich um. Ihr habt ihn nicht gekannt, Mutter, rief sie, vielleicht auch ihr nicht, Pater Isidor, wenigstens nicht in seiner Blüthe und Liebenswürdigkeit. Ich verlange Zriny nicht zu entschuldigen, er hat an mir und meiner Schwester gehandelt, wie nicht recht war; aber ich bitte euch, schont seines Andenkens! Laßt den Todten im Frieden ruhen!

Ihr fehlt, begann Pater Isidor, welche Macht dieser unselige Mensch sich über die Herzen derjenigen anzumassen wußte, die sich seinem Zauberkreis genaht. So ergeht es auch Sr. kaiserlichen Majestät. Könnt ihr wohl denken, daß man Thränen in des Kaisers Augen wollte gesehen haben, als man ihm die Nachricht von dem Tod des Verräthers brachte? Eure Frau Tochter hat er sehr gnädig aufgenommen, wie sie sich in Wien ihm zu Füßen warf. Er hat ihr den Genuß aller Güter ihres Gemahls, die der Fiskus eingezogen, lebenslänglich zugesichert.

Gott sey Lob und Dank! rief Frau von Volkersdorf:

Ach die Ungnade des Monarchen, die durch diese unglückliche Heirath auch mein Haus treffen mußte, hat immer schwer auf mir gelastet. Unsere Familie hat von jeher dem Hause Oesterreich so treu gedient.

Das hat der Kaiser auch erkannt, erwiederte der Geistliche: Er hat lange mit der Gräfin Zrinv gesprochen, und sich ihres Vaters und Bruders huldreich erinnert.

Hat er das? Ach, hochwürdiger Herr, ihr seyd wie ein Engel des Trostes zu mir gekommen. Ach ich sagte es ja immer, wenn nur Pater Isidor hier wäre, es würde alles gut werden. Aber nun erzählt mir auch von meinem armen Kind, was sie ausgestanden, und wie es ihr jetzt geht!

Ihr werdet sie sehr verändert finden, gnädige Frau! erwiederte der Geistliche: Aber laßt euch das nicht schrecken oder kümmern! Die äußere Gestalt ist verblühet, aber der innere Mensch ist lebendig in ihr geworden; sie hat die Schönheit ihres Leibes zum Theil eingebüßt, aber ihre Seele ist in Buß- und Reuethränen rein gewaschen von ihren Sünden, und glänzt nun wieder in ihrer ursprünglichen Herrlichkeit.

Gott sey Dank, Gott sey Dank! lispelte die Mutter, indem sie die Hände faltete. Aber sie ist doch nicht krank? setzte sie schnell hinzu.

Durchaus nicht, antwortete der Geistliche: Gott hat sich stark im Schwachen bewiesen. Eure Frau Tochter genießt ihrer vollen Gesundheit, und alles, was sie an Geist und Körper während dieser Epoche gelitten, hat sie nicht überwältigen können. Sie hat vielmehr eine Kraft und Besonnenheit entwickelt, die Jeden in Erstaunen setzen konnte, und welche ein sichtbares Zeichen der göttlichen Gnade war, die sich der gefallenen Sünderin erbarmt

hatte, und sie nicht in dem Meere der Trübsalen untergehen ließ.

Und ich soll sie wieder sehn! rief die Erfreute: Meine geliebte wiedergeschenkte Tochter! Ach hochwürdiger Herr! Dieses Glück hätte ich mir auf dieser Welt kaum mehr vermuthet. Führt sie nur bald zu mir, mein Herz verlangt sehnlich nach ihr!

Es ist auch ihr Wunsch, gnädige Frau, sich euch zu Füßen zu werfen, und eure mütterliche Verzeihung, euren Segen zu erhalten. Wir sind in der Neustadt geblieben, nachdem sie von Kuffstein nach ihres Herrn Tode über Wien gereiset. Dort hat sie mich vorausgesandt, euch, gnädige Frau, auf ihre Ankunft vorzubereiten, da sie euren Unwillen —

„Ach, sie soll kommen, sie soll kommen! Ich weiß von keinem Unwillen. Ich weiß nur, daß sie mein Kind ist, das ich verloren und wieder gefunden. O eilt, hochwürdiger Herr, sobald ihr euch hier erquickt habt, mir diese Glückseligkeit je eher je lieber zu verschaffen! Geh', Katharine, bestelle Essen und Wein! Bring', was das Haus vermag! Der Engel des Herrn ist mit seiner Freudenbotschaft bei mir eingekehrt, wie einst bei Abraham.“ Katharine ging, zu besorgen, was die Mutter ihr aufgetragen hatte. Pater Isidor hatte noch viel zu erzählen, von der Zeit an, wo er in Paris die Frau von Villecamp in stillem Gram über den entfernten Gemahl fand, der in ganz andern Ländern, den Planen seines Ehrgeizes folgend, sie in der Fremde, unter erborgtem Namen, und von einem zweideutigen Rufe gedrückt, verlassen hatte. Damals war ihr Leben dem Aeußern nach glänzend; sie sah eine Gesellschaft, welche man zwar in der großen Welt vorzüglich

nannte, die aber, sagte Pater Isidor, aus lauter Personen bestand, welche auf der breiten Heerstraße des Verderbens wandelten, Menschen, deren Lebenszweck in Unterhaltung und Zerstreuung bestand, Anhänger der neuen philosophischen Ideen, Religionsspötter u. s. w.

Damals, fuhr der Geistliche fort, fiel es mir nicht ein, mich vor ihr zu zeigen. Dieser Rock allein, indem er auf seine Soutane wies, würde hingereicht haben, mir ihre Thür zu verschließen.

Nicht doch, hochwürdiger Herr! unterbrach ihn die Mutter: Denkt nicht so schlimm von meinem Kinde!

Ich denke nichts, als was ich sah und wußte, entgegnete Pater Isidor: Aber die Zeit kam bald, wo sie eines Freundes und Rathgebers bedurfte, der ihr in jeder Gestalt willkommen seyn mußte. Ein Brief benachrichtigte sie von dem unglück ihres Gemahls, von seinen Geständnissen, seiner Verhaftnehmung. Nun wußte sie, daß alle seine Plane und ihr Glück mit ihnen zertrümmert war. Sie hatte von dem Augenblick an keinen andern Gedanken als zu ihm zu eilen, und seine Haft mit ihm zu theilen, wenn es ihr vergönnt würde. Bedeutende Personen am Hofe zu Warschau, die sich damals in Paris aufhielten, interessirten sich für sie. Jetzt dachte ich, ist der Zeitpunkt da, wo sie meiner bedürfen, und wo vielleicht durch das Unglück der Gnade der Weg gebahnt werden könnte. Ein vornehmer Pole, der durch Herrn von Szalatinsky's Verwendung ihr vorzüglicher Beschützer ward, stellte mich ihr als einen Bekannten ihrer Mutter vor —

Szalatinsky? rief die Matrone verwundert.

Ja, erwiederte der Geistliche: Er war es, der durch seine Correspondenz mit bedeutenden Personen in Paris

ihr Schutz und Theilnahme verschaffte, deren sie so sehr bedurfte.

Gott lohne es dem guten Neffen! rief Frau von Volkersdorf: Aber fahrt fort, geistlicher Herr!

Ich sah sie also, sagte Pater Isidor, und erkannte bald in ihr ein Gemüth, das mit eben der Heftigkeit, mit welcher es die Welt und die Creatur ergriffen hatte, auch das Himmelreich an sich reißen könnte. Ich hörte von ihrem Verlangen, ihren Gemahl zu sehen, und bot mich ihr zum Geleitsmann an. Sie ergriff diesen Vorschlag mit Erstaunen und Freude, und ich benutzte die Zeit der Reise, und jede Gelegenheit, auf dieses Herz zu wirken, das noch einem Strahl der Gnade zugänglich schien.

O ja, gewiß, rief Frau von Volkersdorf: Mein Kind konnte nicht so aus der Art schlagen.

Der Herr hat meine Bemühungen gesegnet, fuhr der Geistliche fort: Der Aufenthalt auf der Festung, wo die Unglückliche nichts vor Augen hatte, als das Elend ihres Gemahls, und in täglichen Demüthigungen erkennen mußte, daß sie ihm nichts mehr war, als eine treue Wärterin, brach ihren Hochmuth und durch den Riß in ihrem Herzen zog die Zerknirschung und die Reue ein.

Ach, Gott sey Dank, der es also gefügt! sagte Frau von Volkersdorf.

Ich konnte den Anfang dieser Veränderung schon bei des Grafen Lebzeiten bemerken, fuhr Pater Isidor fort, und recht wohl erkennen, daß die sichtliche Vernachlässigung von Seite eines Menschen, dem sie Alles geopfert, ihr am wehsten that.

Wie war es denn bei seinem Tode? fragte die Matrone.

Ich selbst war nicht gegenwärtig; denn in dem Zustande

des Grafen hielt es der Arzt nicht für räthlich, ihm unbekannte Personen vor Augen zu bringen. Aber ich hörte in Kuffstein, daß der Graf wenige Stunden vor seinem Tode den vollen Gebrauch seiner Vernunft wieder erhalten habe, daß er sein Vergehen, sein Unglück und das Verzweiflungsvolle seiner Lage wohl eingesehn.

Das war eine Gnade von Gott, rief die Matrone, die dem Sünder Zeit und Ueberlegung schenkte, sein Verbrechen zu bereuen —

So sah auch ich es an, gnädige Frau! antwortete der Geistliche: Eurer Frau Tochter wollte es damals anders bedünken. Der Schmerz, ja die Verzweiflung des Unglücklichen, als ihm seine ganze Lage, sein Gemüthszustand, und was eure großmüthige Tochter für ihn gethan, klar wurde, zerriß ihr Herz. Damals erlaubte sie sich Gedanken und Reden, die sie hoffentlich später bereut hat. Ich habe alle Ursache dies zu glauben. Doch jetzt darf ich mich auch nicht länger hier aufhalten, setzte er hinzu, indem er aufstand: Ich weiß, die Gräfin wartet unter Furcht und Hoffnung in Neustadt meiner Wiederkehr. Lebt wohl, gnädige Frau! Morgen mit dem Frühesten umarmt ihr eure Tochter.

Pater Isidor war fort, und ließ die Matrone in seliger Freude und süßen Erwartungen des geliebten Kindes zurück. Ach so war es doch noch geschehen! Gott hatte ihr dieses nimmer gehoffte Glück bereitet, und sie sollte bald — am nächsten Morgen sich an dem Anblick der Tochter weiden, die trotz allem, was vorgefallen war, ihrem Herzen doch das Theuerste auf dieser Welt blieb.

Auch Katharine freute sich herzlich, die Schwester wieder zu sehn, deren Unglück und jetzige Stimmung jedes

Andenken früheren Unrechts ausgelöscht hatte. Aber das konnte sie sich nicht verbergen, woran die glückliche Mutter nicht zu denken schien, daß jene Ludmilla, die vor zwei Jahren dieses Schloß verlassen, und die Wittwe Zriny, die es jetzt wieder betreten sollte, zwei sehr verschiedene Personen seyn, und in ihrem Innern wie in ihrem Aeussern eine wichtige Veränderung vorgegangen seyn würde.

Der trübe Octobermorgen brach viel zu spät für die erwartungsvollen Herzen auf Schloß Clamm an. Bei der Mutter hatte die Freude den Schlaf von den Wimpern fern gehalten. Katharine schlief ohnedies wenig. Thränen waren fast jede Nacht die Gefährtinnen einiger einsamen Stunden, und ihr müdes Augenlied schloß sich entweder im Weinen, oder der Kummer weckte sie in den stillen Stunden, und scheuchte dann den Schlaf von ihren Augen. Diese Nacht aber trat die Vergangenheit, und was geschehen hätte können, wenn Ludmilla ihrer ersten Bestimmung treu geblieben wäre, schmerzender als sonst vor Katharinens Seele.

Viel zeitlicher, als es auch mit den schnellsten Pferden möglich gewesen wäre, den mehr als zwei Posten langen Weg zurückzulegen, stand die Mutter schon am Fenster, das auf die Straße ging, um wo möglich die Erste zu seyn, welche die geliebte Tochter erblickte. Endlich gegen zehn Uhr hörte man das Rollen eines Wagens von fern. Er kam näher. Sie waren es. Katharine mußte die Mutter unterstützen, deren wankende Kniee ihr nicht erlaubten, der Ersehnten bis vor's Schloßthor entgegen zu eilen, wie sie gewünscht hätte. Mit Mühe brachten Katharine und die Kammerfrau sie bis an die Treppe. Zitternd stand sie hier, bleich wie eine Sterbende, von

jenen Beiden unterstützt. Jetzt hörte man Schritte auf der Treppe. Sie kamen näher. Eine schwarz verhüllte Frauengestalt, von einem Manne unterstützt, wankte die Stufen hinauf. Sie schlug den Schleier zurück, der sie vom Kopf bis zu den Füßen bedeckte. Ludmillens bleiche Züge, verfallen, fast unkenntlich, zeigten sich ihren Anverwandten. Katharine schrie laut auf, Ludmilla stieß einen dumpfen Ton des Schmerzens aus. Mein Kind! rief Frau von Volkersdorf, streckte ihre Arme aus, und sank ohnmächtig zurück. Ludmilla eilte schneller auf sie zu, stürzte vor ihr nieder, umfaßte die Kniee der Bewußtlosen, und blieb ohne Regung liegen. Frau von Volkersdorf erholte sich sogleich wieder, sie beugte sich nieder zu ihrem unglücklichen Kinde, umarmte sie, und nannte sie mit den süßesten Namen. Endlich richtete sich Ludmilla auf, starrte Mutter und Schwester mit wildem Blicke an, und rief: Er ist todt! O was ich gelitten, faßt keines Menschen Geist!

Mein armes, armes Kind! Unglückliche Schwester! riefen Mutter und Tochter, und umschlangen die Trauernde, und ließen sie die schmerzliche Beruhigung genießen, an verwandten und theilnehmenden Herzen weinen zu können. Langsam kehrten sie hierauf alle drei in's Zimmer der Frau von Volkersdorf zurück. Pater Isidor war feinfühlend genug, sich nicht in diesen Augenblicken zwischen die engverbundenen Seelen zu drängen, und so letzten sie sich lange an ihren gemeinschaftlichen Thränen, und hatten so viel zu fragen, zu erzählen, daß es Mittag wurde, und die Schloßglocke zur Tafel rief, ohne daß sie das Fortrücken der Zeit gewahr worden waren.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

2 5
6

150

2 5
6

156

3

2 5
6

150

2 5
6
150
3

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pichler, Caroline

Schriften

Bd.: 12

Stuttgart 1828
Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.4461(11/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091745-6